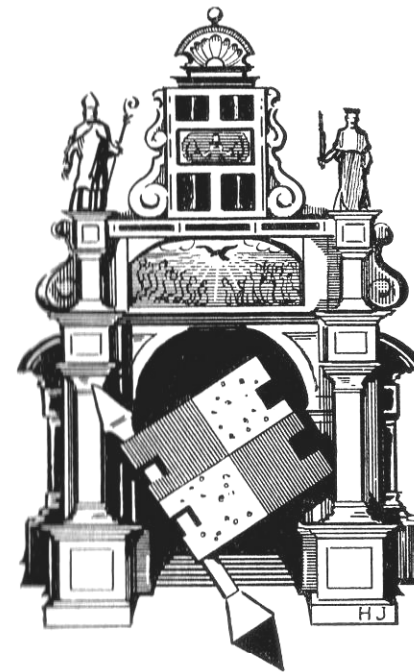
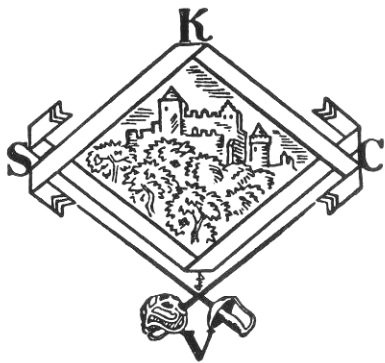




Röfener Congreß

Würzburg

13. bis 16. Mai 1959

Festschrift

zum

Rösener Congreß

vom 13. bis zum 16. Mai

in Würzburg

1 9 5 9

Zu unseren Bildern

Wir haben in der Festschrift des vorigen Jahres mit einer neuen heraldischen Reihe begonnen: mit den Wappen der Städte, an deren Universitäten ehemals Kösener Corps bestanden. Wir fahren jetzt mit dieser Reihe in alphabetischer Reihenfolge fort und bringen die Wappen von Basel, Bern und Breslau, die wiederum von dem Studentenheraldiker Herbert Jeschke Normanniae Berlin urkundengetreu gezeichnet worden sind.

Das Wappen von Basel zeigt in Silber einen (vom Wappen aus gesehen, und so sieht die Heraldik) nach rechts gekehrten schwarzen Stab. Dieser Stab ist ein Bischofsstab. Rot im silbernen Felde war er das Hoheitszeichen des Bistums Basel, erstmalig um 1340 belegt. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts übernahm die Stadt das Wappenbild und änderte den roten in einen schwarzen Stab.

Das Wappen von Bern zeigt in Rot auf goldenem Schrägbalken einen schreitenden schwarzen Bären mit roter ausgeschlagener Zunge und Waffen gleicher Farbe, belegt seit 1365. Conrad Justinger schreibt dazu 1420 in seiner Stadtchronik, als er die Gründung der Stadt im Jahre 1191 behandelt: „Und won vil gewildes luff in demselben eichwalde, do wart hertzog Berchtold (V. von Zähringen) ze rate mit sinen reten, er wolte die stat nennen nach dem ersten tiere, so in dem walde gevangen wurd. Nu wart des ersten ein ber gevangen, darumb wart die stat bern genempt; und gab do den burgeren in der stat ein wappen und schilt, nemlich einen schwartzen bern in einem wissen schilt ingender wise; wenn aber derselbe schilt und daz wappen sidmales geendret sye, daz wirt hienach in disem Buch geseit.“

Beizeichen des Wappens war früher die Reichskrone und später eine Rangkrone. Zum Unterschiede von diesem Staatswappen kam im Laufe des 19. Jahrhunderts — auf Grund der Ausscheidung zwischen Staat (Kanton) und Stadt während der Helvetik (1798—1803) — eine drei-, später fünf-zackige Mauerkrone hinzu. Die Herkunft des Wappentieres zu ergründen, ist der Geschichtswissenschaft noch nicht gelungen. Folglich ist die Legende Justingers bis jetzt nicht entkräftet.

Das — heraldisch nicht korrekte — Wappen von Breslau zeigt im Geviert 1. in Rot einen gekrönten doppelgeschwänzten silbernen Löwen linkshin, 2. in Gold einen schwarzen Adler mit silbernem Brustmonde, 3. in Gold ein schwarzes W, 4. in Rot das Haupt Johannes des Evangelisten, das Ganze befehrt mit einer silbernen Schlüssel, worin das Haupt Johannes des Täufers liegt.

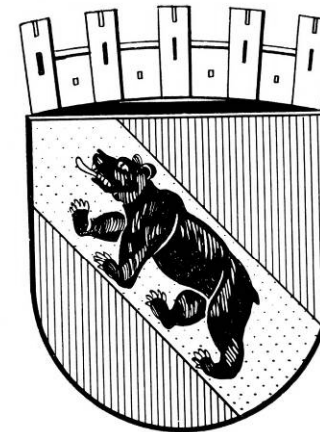
Das Wappen wurde am 12. März 1530 von König Ferdinand I. verliehen und am 10. Juli 1530 von Kaiser Karl V. bestätigt und bereichert. Dazu wurde ein Helm verliehen, aus dessen Krone das Haupt des Evangelisten Johannes zwischen zwei, je dreimal von Rot und Silber geteilten Fähnlein aufwächst. Der Adler ist Schlesien, der Löwe Böhmen, das W ist die Kürzung des lateinischen Stadtnamens Wratislavia. Das erste Siegel Breslaus von 1262 zeigte den landesherrlichen Adler und den des Evangelisten zum Doppeladler zusammengezogen. Vom Ende des 13. Jahrhunderts an steht der Täufer im Stadttore der Hauptsiegel, sein Haupt in den Sekreten. Von 1530 an steht das Diplomwappen in den Siegeln.

Wir ergänzen die drei Wappen durch Bilder der drei Universitäten. Die Bilder sind Erwin Rucks Sammelwerke über „Die Universität Basel“ (Düsseldorf und Wien 1930, vor dem Titelblatte), der „Festausgabe zur Hundertjahrfeier der Universität Bern“ (herausgegeben in Zürich 1934 von der Schweizerischen Hochschulzeitung, S. 35) und Andreae-Grisebachs „Universität Breslau“ (Berlin 1928, S. 5 des Bilderteiles) entnommen. Wir danken dem von Herrn Dr. Meyer-Erlach Moenaniae, Lusatae Breslau zu Köln geleiteten Institut für Hochschulkunde in Würzburg für die freundliche Überlassung.

Verantwortlich für den Inhalt: Friedrich Hielscher, Münsterstadt.

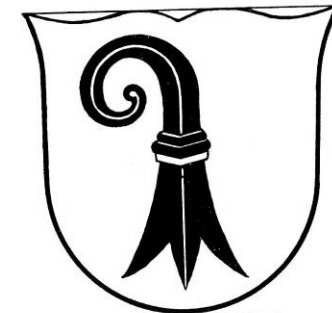
Gesamtherstellung: J. M. Richter's Buch- und Steindruckerei, Würzburg.

Bezug der Festschrift nach dem Congresse: von der Historischen Kommission (R. A. Dr. Matthäus Bavariae Erlangen, Nürnberg, Pillenreuther Str. 22).



Basel

Bern



Breslau

Zum Geleite

Vor 170 Jahren ist das erste der heute bestehenden Corps gegründet worden, die Guestphalia zu Halle, die jetzt in Münster eine neue Heimat gefunden hat. 60 Jahre später wurde der HKSCV gegründet, dessen Satzung die vorige Festschrift gewidmet ist. So hatten wir uns zu fragen, wie es vom Geiste der Gründer unserer ersten Corps zu jener Satzung gekommen ist.

Die Antwort darauf wurde in Salzburg auf der diesjährigen Arbeitstagung unseres Verbandes gegeben. Von ihr berichtet die vorliegende Festschrift.

Wir legen sie dem Congresse dieses Jahres vor, zugleich als Unterlage für die Geschichte der Corps von 1781 bis 1815, die mit Fug den ersten Teil im Kösemer Studium Generale bilden kann (vgl. die vorige Festschrift, S. 13, unter II, a, 1), und wünschen ihr, daß sie unseren Corps und allen alten und jungen Corpsstudenten zu Nutz und Frommen diene.

*Der Vorort im KSCV
der SC zu Tübingen
das in Vorortsachen
präsidierende Corps
Rhenania*

Erbe und Amt der Corps

zu durchdenken, versammelten sich in Salzburg im Kaisersaale der Residenz am 24. und 25. Januar 1959 über 300 alte und junge Corpsstudenten auf der Arbeitstagung des HKSCV. Während sonst die Köseener Arbeitstagungen in Würzburg stattgefunden hatten, wurde diesmal Salzburg zum Tagungsorte gewählt: erstens als Dank an die österreichischen Corps, zweitens um zu bezeugen, daß unser Verband an keine Staatsgrenzen gebunden ist, und drittens um des 18. Jahrhunderts willen, dessen Geist in Österreich mehr als sonst in einem Lande Europas lebt, jener Geist, welcher das alte Reich zu guter Letzt noch geprägt und darum das Gesicht der im heutigen Österreich vereinten Stämme bestimmt hat. So fallen das Ende des 18. Jahrhunderts und das Ende des alten Reiches fast zusammen; und wenn um diese Zeit die ersten Corps entstehen, so heißt dies, daß ihr Anfang durch jenes Ende herausgefordert worden ist und nur aus ihm verstanden werden kann.

Nicht, als ob die ersten Corpsstudenten im Bunde mit den Enzyklopädisten und der Aufklärung hätten verwerfen wollen, was ihnen vererbt worden war; im Gegenteile: sie wollten im Geistigen erhalten und hüten und weitergeben, was im Politischen vertan worden war: die Universitas. Als Lehrmeisterin dieser Universitas faßten sie die Universität auf. Wie vermochten sie das? Dank Schiller. Und Schiller vermochte es dank Goethe. Goethe ist der rechtmäßige Erbe des 18. Jahrhunderts und des alten Reiches; und als Schiller sein Gefolge wurde, trat mit ihm die Jugend, die ihm anhing, in dieses Erbe des Abendlandes, dem die französische Revolution und ihr säkularisierter Nationalstaat abgesagt hatten. Aus diesem Erbe ergab sich das Amt der ersten Corps und ergibt sich unser Amt in der Gegenwart und in der Zukunft.

Nach der Begrüßung der Teilnehmer und Gäste — unter ihnen des österreichischen Unterrichtsministers Dr. Drimmel, des Botschafters der Bundesrepublik in Österreich Dr. Müller-Graf Teutoniae Gießen, des Landeshauptmanns von Salzburg Dr. Klaus und des Generalkonsuls der Bundesrepublik Dr. Puhl — wurde die Tagung am Nachmittage des 24. Januars mit dem Kegelstatt-Trio Mozarts (KV Nr. 498), dargeboten von Meistern des Mozarteums — Prof. Dr. Heine (Klarinette), Prof. Gruber (Viola) und Prof. Neumüller (Flügel) — eingeleitet. Anschließend gab der Vertreter des Vorortes, Herr Pühl Rhenaniae Tübingen das Wort an Herrn Univ.-Doz. Dr. Fr. Hausmann des Symposion, Hanseae Wien als den ersten der vier Vortragenden. Er unternahm es, uns den Ort und die Zeit zu zeigen, die Goethe und Schiller vorfanden, und in der sie ihr Erbe empfangen. Darum behandelte er

Das Reich im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert.

Eine der Krisen- und zugleich Schwellenzeiten der Geschichte, in denen das in langen Zeiträumen organisch erwachsene geistige, politische und wirtschaftliche Gefüge Europas in Unruhe versetzt und schließlich auch in weitgehendem Maße verändert wurde, ist das 18. Jahrhundert, vor allem dessen zweite Hälfte. Dem unabdingbaren Gesetz der historischen Entwicklung, daß auf eine Periode der Hochkultur mit deren Überreife eine Ernüchterung folgen muß, durch die erst wieder ein neues Keimen, eine neue Aufwärtsentwicklung möglich wird, hatte sich damals auch die Mitte Europas, das altehrwürdige Heilige Römische Reich Deutscher Nation, zu beugen. Anstoß und Triebfeder dieser Entwicklung war die Aufklärung.

Diese geistige Bewegung war erfüllt von dem Glauben an den Fortschritt der Menschheit und sah in der Vernunft, in der ratio, das eigentliche und wahre Wesen des Menschen. In den Mittelpunkt des Denkens und Handelns stellte sie darum den Einzelmenschen und seine Glückseligkeit. Ohne Rücksicht auf althergebrachte Formen und Gegebenheiten, sogar unter Mißachtung und durch Verdrängung der bis dahin geltenden religiösen und ethischen Grundsätze wollte man den Menschen glücklich machen. Das Verkennen und Verleugnen des Irrationalen, das erst den wahren Besitz der Seele ausmacht und Wirken wie Leben des Menschen maßgeblich bestimmt, zeigt deutlich das Überspitze und die schwache Stelle dieser Bewegung. Entstanden ist diese hauptsächlich vom aufstrebenden Bürgertum getragene Geistesströmung zu Ende des 17. Jahrhunderts in England. Über Frankreich, wo die Aufklärung am mächtigsten Raum gewann und schließlich sogar zur großen Revolution führte, kam sie auf deutschen Boden. Sehr bald zählte sie auch hier viele Anhänger vom einfachen Manne des Volkes bis hinauf auf die Throne. Obwohl die Aufklärung gerade im alten Reiche wohl ihre wertvollsten Früchte trug, mußte sie doch hier ihre geistige Überwindung hinnehmen.

Wenden wir uns aber wieder zurück zum Heiligen Römischen Reiche und seinen inneren Verhältnissen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, so müssen wir gleich vorweg feststellen, daß es nur noch ein Schatten seiner selbst war. Die Macht des Reichsoberhauptes, des Kaisers, war seit Jahrhunderten immer mehr und mehr zu Gunsten der Reichsstände vermindert und von diesen geschwächt worden. Und deren gab es viele. Vom Könige bis hinab zum freien Reichsritter, vom geistlichen Kurfürsten und Erzbischof bis zum Abt oder Propst eines reichsunmittelbaren Klosters, von machtvollen Reichsstädten bis zu unbedeutenden Reichsdörfern reicht die Skala der Reichsstände, die eifersüchtig auf ihre Rechte und ihren Besitzstand — ihr Herrschaftsgebiet umfaßte manchmal wirklich nur einige wenige Untertanen — bedacht waren. Von den Fürsten waren nicht allzu viele reich an Land und Untertanen, somit im Besitz derjenigen militärischen und finanziellen Mittel, die sie zu einem Eingreifen in das große politische Geschehen

ihrer Zeit befähigten. Der Mächtigste unter allen war seit dem Ausgange des Mittelalters der österreichische Landesfürst, und tatsächlich trug seit Generationen bis auf eine kurze Unterbrechung das Haus Österreich (Habsburg) die Krone des Reichs, und in seiner Nachfolge trugen sie die Erben der Habsburger aus dem Stamme Lothringen.

Gegenspieler des Kaisers war innerhalb des Reiches, wie schon bemerkt, die Summe der Reichsstände, die sich seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges mit dem immerwährenden Reichstage zu Regensburg ein Forum für ihre politische Betätigung innerhalb des Reiches geschaffen hatten. Vielfach waren sie auch mit fremden Mächten — Frankreich, England, Holland, den nordischen Königreichen, Polen und schließlich sogar Rußland — verbündet und führten eine gegen den Kaiser oder gegen die Interessen des Reichs gerichtete Politik. Die im Westfälischen Frieden den Reichsständen einst zugesicherte Libertät wurde so oft entgegen den Buchstaben dieses Vertrages mißbraucht. Dadurch spielten ausländische Interessen vielfach in das Reichsgebiet hinein und waren maßgeblich mitbestimmend auf dessen innere Verhältnisse. Einer Verbesserung oder gar Veränderung der Verfassung des Reichs war man abhold. Man wollte das Reich in seiner überholten mittelalterlichen Form erhalten sehen, weil es dem einzelnen Reichsstand so am besten eigensüchtigen Nutzen brachte, und weil es den interessierten fremden Mächten so für ihre politischen Absichten genehm war. Unter solchen Umständen mußten die Tage des Reiches gezählt sein.

Seit 1740 hatte sich die politische Lage im Reiche tatsächlich immer mehr und mehr verschlechtert. Zum alten Gegensatz Kaiser — Reich, wie wir ihn schon seit dem späten Mittelalter kennen, wie er seit dem Westfälischen Frieden reichsrechtlich endgültig festgelegt war, kam nun ein neuer und für die Zukunft ausschlaggebender. Als nämlich im genannten Jahre der Mannesstamm des Hauses Österreich mit Karl VI. ausstarb, wahrte der junge Preußenkönig Friedrich seine Chance und schritt zum Kriege gegen Maria Theresia von Österreich. 1763 war es eine vollendete Tatsache, daß es von nun an neben Österreich eine zweite deutsche und zugleich auch eine neue europäische Großmacht gab: Preußen. Der Dualismus Österreich — Preußen beherrschte von dieser Zeit an die deutsche Geschichte und vielfach zugleich auch das Geschehen in Europa.

Das restliche Reich, das sogenannte dritte Deutschland, hatte daneben politisch nicht allzuviel zu bestellen. Eine Sonderstellung nahmen hier nur Sachsen, Hannover und Bayern ein, fallweise auch der eine oder andere kleinere Reichsstand. Die beiden Großmächte suchten sich hier bei ihren Auseinandersetzungen ihre Bundesgenossen, und vielfach war dieses dritte Deutschland der Kampfplatz zwischen ihnen. Die große Bedeutung des durch Hunderte von Grenzen durchschnittenen Reichsgebietes außerhalb von Preußen und Österreich lag nicht im Bereiche der Politik, sondern auf dem Gebiete des kulturellen Lebens, wie im einzelnen noch zu zeigen sein wird.

1765 schien sich eine Wandlung im beklagenswerten Zustande des Reiches anzubahnen. Eine neue Persönlichkeit trat in den Kreis der führenden politi-

schen Gestalten: Kaiser Joseph II., der erste Träger der Krone aus dem Hause Habsburg-Lothringen, der zugleich Mitregent in den österreichischen Erblanden neben seiner Mutter, der Kaiserin Maria Theresia war. Voller Taten- und Willensdrang versuchte der junge Herrscher die längst fällige Verfassungsreform durchzuführen, die das komplizierte Gebilde des alten Reiches dringend notwendig hatte.

Freie Hand für seine politischen und reformatorischen Pläne erlangte Kaiser Joseph II. jedoch erst 1780, als Kaiserin Maria Theresia starb. Nun versuchte er es vorerst auf andere Art als bisher, seine Stellung im Reiche zu bessern und zu festigen: er brachte seinen Bruder, Erzherzog Max Franz, als Koadjutor nach Köln und Münster — 1784 wurde dieser dann auch Erzbischof bzw. Bischof — und schuf sich damit am Niederrhein ein neues Machtzentrum für seine Politik. Ein weiterer Bundesgenosse sollte Frankreich werden, wo seine Schwester Maria Antoinette seit 1774 als Königin figurierte. Auch Rußland wurde vom Kaiser in seine letztlich gegen Preußen gerichtete Politik einbezogen und gewonnen. Es war selbstverständlich, daß der alte Preußenkönig diese Isolierung und Einkreisung nicht hinnehmen konnte und durfte. Unverhoffte Hilfe fand er dabei im sogenannten Fürstenbunde.

Dieser Fürstenbund war 1782 von einigen kleineren Reichsständen wie Anhalt-Dessau, Baden und Pfalz-Zweibrücken gebildet worden, die solcherart ihre Interessen gegen eine Ausweitung der kaiserlichen Macht besser zu schützen gedachten. Rasch vermehrte sich dieser Bund und gewann einen machtvollen Protektor, Friedrich von Preußen. So wurde in paradoxer Art und Weise der Alte Fritz, der einst ohne Bedenken in eigenem Interesse die altüberkommenen Formen des Reiches mißachtet hatte, aus Gründen der Staatsräson und in Anbetracht seiner politischen Zwangslage zu einem Verfechter der alten Reichsidee, zu einem Vorkämpfer für die Erhaltung des alten Reichssystems gegen die Dynamik des jungen Kaisers.

Als sich Joseph II. 1784 abermals um die Erwerbung Bayerns bemühte, trat dieser Fürstenbund tatsächlich in Aktion. Wohl hatte der Kaiser nun sogar in kluger Art mit dem Kurfürsten von Pfalz-Bayern einen Tausch vereinbart — das Tauschobjekt sollten die reichen österreichischen Niederlande, also Belgien sein —, doch selbst das schien den Fürsten und vor allem Preußen nicht tragbar. Vor der entschiedenen Haltung dieser interkonfessionellen Union deutscher Fürsten unter der Ägide Preußens wich der Kaiser zurück.

Nach langer Zeit hatte sich im vorgenannten Fürstenbunde, der ohne Anlehnung an eine außerdeutsche Macht auftrat, wieder so etwas wie ein Reichsgefühl gezeigt, aber es war doch nur ein letztes Aufflackern. Es kam nicht mehr aus dem Herzen der Nation, sondern entsprang nur den Interessen verschiedener Reichsfürsten und der eigenartigen politischen Konstellation im Reiche. Die Zeit des Heiligen Römischen Reiches, das in seiner Vielgestaltigkeit schon durch etliche Jahrhunderte nur noch einem aus Hunderten von Flickern zusammengesetzten Mantel um die Schultern des Kaisers

gleich, war im Grunde gesehen unwiederbringlich dahin. Es bedurfte nur eines kräftigen Anstoßes — und dieser kam bald durch die französische Revolution bzw. Napoleon —, um dieses altgewordene Reich zusammenbrechen zu lassen und schließlich sogar den Verzicht des Kaisers auf die römische Kaiserwürde 1806 herbeizuführen.

Höheren Rang als die politische zeigte die geistige und kulturelle Entwicklung in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Um ihren Ort innerhalb des langsam absterbenden Reiches besser erfassen zu können, ist es notwendig, kurz auf die Entwicklung der beiden einander entgegengesetzten deutschen Mächte, aber auch des dritten Deutschlands einzugehen. Gerade dabei ist gut zu erkennen, wie sich das Neue entwickelte und formte durch das Wirken zweier ausgezeichneten Monarchen, und wie der aufgeklärte Absolutismus hier wie dort einen Staat, der im Grunde noch viel vom Mittelalter an sich hatte, grundlegend zu verändern, zu verbessern suchte und dies zum größten Teil auch vermochte.

Da diese Entwicklung in Preußen früher wirksam wurde als in Österreich, mag jenes zuerst behandelt werden.

Friedrich von Preußen hatte sich von Jugend an den Ideen der Aufklärung hingegeben und stand auch mit etlichen führenden Köpfen derselben — es sei nur an Voltaire erinnert — in direkter Verbindung. Da er keine leiblichen Nachkommen hatte und sich frei von unmittelbaren Verpflichtungen seinen Erben gegenüber fühlte, versuchte er nach den Erfordernissen seiner Philosophie zu wirken. Nur so ist es zu verstehen, daß er gewisse Reformen in Angriff nahm, die andere Fürsten scheuten, da sie für sich und ihre Nachkommen in der Herrschaft die Auswirkungen der auf den Staat bezüglichen Thesen der Aufklärung fürchteten. Hatte doch der englische Philosoph John Locke, einer der geistigen Väter der Aufklärung, hinsichtlich des Staates verkündet, daß er durch einen Vertrag zwischen den einzelnen Individuen und dem Herrscher zustande gekommen wäre. Sollte der Fürst den Vertrag nicht einhalten, so darf das Volk diesen als hinfällig ansehen und zur Wiederherstellung seiner natürlichen Rechte gesetzliche Revolution machen. Gerade das aber fürchteten die Fürsten im Zeitalter des späten Absolutismus am meisten; und das Beispiel Frankreich zeigt deutlich, wohin die zu wörtliche Auslegung dieser Theorien schließlich und endlich führen konnte.

Allerdings führte der Alte Fritz manchen Gedankengang seiner philosophischen Grundeinstellung nicht ganz durch; denn wenn Humanität und Staatsräson bei ihm in Widerspruch gerieten, wenn seinem Staate und seinen Plänen durch bis ins letzte ausgeführte Reformen allenfalls Schaden drohte, so war er zuerst Staatsmann und dann Philosoph. Er wußte nur zu gut, warum er das überlieferte Gefüge von Staat und Gesellschaft bei seinen Reformen möglichst schonend veränderte. Er schützte darum wohl seine Bauern vor Übergriffen des Adels, führte jedoch keineswegs eine Entlastung dieses ärmsten Standes auf Kosten des Adels durch; andererseits stiftete er bei den Neubesiedelungen des Oder- und Netzebraches nur Bauerngüter und überließ diese neukultivierten Gebiete nicht dem Adel.

Auch bei der Reform des Strafrechtes und der Justizverwaltung wußte der Preußenkönig klug Maß zu halten. Die Folter wurde natürlich schon 1740 abgeschafft und eine neue Gerichtsordnung 1747 in Kraft gesetzt. Das Allgemeine Preußische Landrecht wurde im Entwurf jedoch erst 1784 veröffentlicht, zur vollen Geltung kam es gar erst 1794. Unberührt von allen Reformen auf diesem Gebiet blieb nur die Militärgerichtsbarkeit, die sich der König ähnlich wie die oberste Finanzgewalt letztlich persönlich vorbehalt.

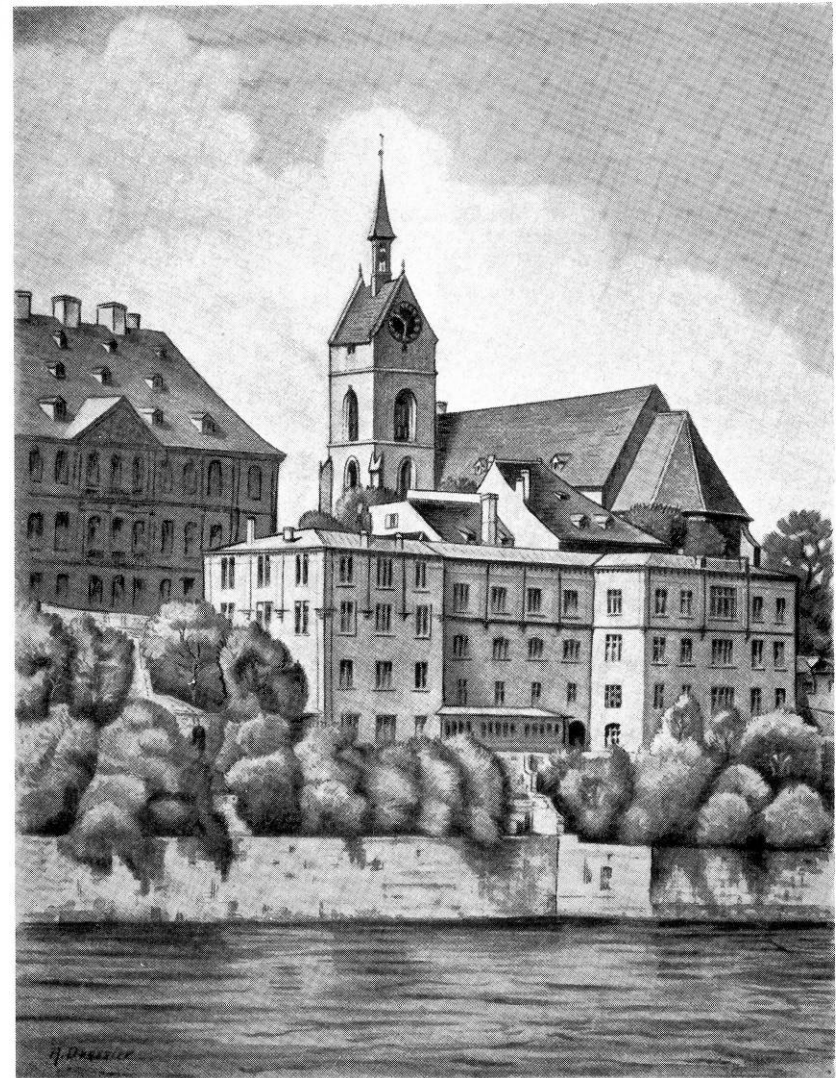
Nicht einmal nach der Verkündung der Toleranz gegen alle Konfessionen in Preußen ging es ohne gewisse Einschränkungen ab, desgleichen auch nicht bei der Förderung der Volksbildung und der Wissenschaften. Die Studenten mußten dazu noch im Jahre 1750 ein königliches Reglement für ihr Betragen auf Preußens hohen Schulen hinnehmen. Manch ein freier Geist der deutschen Aufklärung lehnte es darum ab, trotz Berufung unter solchen Umständen in Preußen zu wirken. So spottete Lessing 1769 bitter über die „Berlinische Freiheit“, die er bewußt der in Frankreich oder am Wiener Kaiserhofe geübten gegenüberstellte. Erst nach dem Siebenjährigen Kriege, der großen Bewährungsprobe der jungen Großmacht, konnte sich der leidgeprüfte König zu einer wirklichen Toleranz entschließen, da nun durch die Gewährung einer erweiterten Freiheit dem Staate keine unmittelbare Gefahr mehr zu drohen schien.

Das Wirken und die Reformbestrebungen des großen Königs fanden nach seinem Hinscheiden keinen Fortsetzer. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. verließ die vorgezeichnete Bahn, auf der Preußen groß und mächtig geworden war. Das Regierungssystem nach 1786 ließ manch wertvolle Frucht des aufgeklärten Absolutismus wieder verkümmern und schwächte dadurch die Kraft Preußens, das in den Stürmen der napoleonischen Kriege viel Unheil über sich ergehen lassen mußte und an den Rand des Verderbens gebracht wurde.

Nun zu Österreich. Kaiser Joseph II. war gleichfalls ein glühender Anhänger des aufgeklärten Absolutismus; und entschiedener noch als der Preußenkönig versuchte er den Ideen und Forderungen der Aufklärung nachzukommen und alles für den Staat und das Wohlergehen seiner Untertanen zu tun. Da er ebenfalls kinderlos war, konnte er sich gleich Friedrich dem Großen als erster Diener seines Staates fühlen und unbekümmert handeln. Voll entfalten konnte er sich jedoch erst seit 1780, da er bis zum Tode seiner Mutter Maria Theresia in Österreich nur Mitregent war.

Mit der Verkündung des Toleranzpatentes hat sich Joseph II. im Jahre 1781 ein weiteres unvergängliches Denkmal gesetzt, da dieses tatsächlich uneingeschränkt zur Geltung kam. Zugleich wurde auch die Pressefreiheit gewährt.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern in Böhmen ist eine weitere rigorose Reform, die der Kaiser durchführte. Eine Regelung und genaue



Das Kollegiengebäude der Universität zu Basel

Festlegung der bäuerlichen Abgaben an die Grundherrschaft, verbunden mit einer genauen Landaufnahme erfolgte in den Jahren 1787/88.

Nicht unerwähnt darf schließlich bleiben, daß im Gefolge der der Zentralisation dienenden Maßnahmen hinsichtlich der deutschen Sprache auch dem deutschen Schauspiel besondere Pflege zuteil wurde. Der Kampf in deutschen Landen gegen die Vorherrschaft der französischen und italienischen Geschmacksrichtung auf Bühne und Oper wurde nun sogar von höchster Stelle aus gefördert und unterstützt, wobei sich dieser Kampf auch gegen das flache heimische Spektakelschauspiel des Hanswurstes richtete. Folgerichtig kam es darum 1776 zur Gründung des Burgtheaters in Wien als deutsches Nationaltheater.

Die Reformen Josephs II. waren aber vielfach überstürzt und nur zu oft ihrer Zeit weit voraus, oft auch zu groß an Zahl. Die privilegierten Stände — Adel und Geistlichkeit —, schließlich aber sogar die Bürger und Bauern, die in ihrer damaligen patriarchalischen Denkart lieber beim gewohnten und angeblich guten alten Brauch und Recht bleiben wollten, sträubten sich gegen das viele Neue und vielfach wirklich Gute. Es kam schließlich in gewissen Teilen der österreichischen Erblande, nämlich in Belgien, darum sogar zum offenen Aufruhr und zum Einsatze von Militär.

In diesem kritischen Zeitpunkt starb 1790 der Kaiser, nachdem er noch auf dem Totenbette etliche Teile seines Reformwerkes zurückgenommen hatte. Sein Bruder und Nachfolger auf dem Throne, Leopold II., hatte die schwierige Aufgabe, in Anbetracht der stürmischen Entwicklung in Frankreich und des drohenden Übergreifens der Revolution auf die diesem benachbarten Gebiete mit kluger Hand die Reformen Josephs II. auf das für seine Zeit richtige Maß zurückzuführen. Vieles aber blieb erhalten; und der Liberalismus des 19. Jahrhunderts fußt in Österreich vielfach auf dem Werke Josephs II..

Die Toleranz hatte aber nicht nur in Preußen und Österreich wertvolle Früchte getragen und manche der noch aus dem Mittelalter stammenden staatlichen und sozialen Verhältnisse und Einrichtungen beseitigt oder reformiert, sie wirkte sich auch im sogenannten dritten Deutschland aus. Es sei nur zum Beispiel an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden erinnert, der sich gleichfalls bemühte, zum Nutzen und Frommen seiner Landeskinder ein musterhaftes Regiment in diesem so wichtigen Grenzlande am Oberrhein einzurichten, der auch mit Erfolg bestrebt war, nach den Lehren der Physiokraten die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in seinem Herrschaftsbereiche zu verbessern.

Daß daneben das alte streng absolutistische System in vielen der kleinen deutschen Fürstentümer weiterbestand und absonderliche Blüten landesfürstlicher Willkür treiben konnte, ist aus dem Leben des jungen Friedrich Schiller nur zu bekannt. Es soll hier aber nicht nur auf Herzog Karl Eugen von Württemberg hingewiesen werden, sondern auch auf den Landgrafen Friedrich II. von Hessen-Kassel, der unbekümmert zwölftausend Untertanen

im Jahre 1776 als Soldaten an die Engländer verkaufte, um seiner Prachtliebe und seinen künstlerischen Plänen frönen zu können.

Da in den deutschen Kleinstaaten die meisten Universitäten jener Zeit zu finden waren, ist es leicht verständlich, daß gerade hier in den Studenten, als den Wegbereitern einer neuen Geistigkeit, das Streben nach Freiheit und der Geist des Widerspruchs gegen jegliche Tyrannei stark und übermächtig wurde. Hier mußte folgerichtig zuerst der Aufbruch einer neuen geistigen Generation erfolgen, die sich an den Gedanken jener Männer, die die Aufklärung im Reiche zum Höhepunkte brachten und sie schließlich überwand, begeisterte, die von sich aus neue Wege eines Zusammenschlusses suchte und so den studentischen Orden und Kränzchen den Kampf ansagte und gewann.

Es verdient festgehalten zu werden, daß im Reiche in den Gebieten der geistlichen Fürsten — insbesondere am Rhein und Main — der neue Zeitgeist auch auf kirchenpolitischem Bereiche spürbar wurde. Im sogenannten Febronianismus erstrebten die drei geistlichen Kurfürsten am Rhein nicht nur eine Erhöhung ihrer erzbischöflichen Gewalt gegenüber den anderen Kirchenfürsten im Rang der Bischöfe, sondern lieferten darüber hinaus auch den Ansatz zur Bildung einer deutschen Nationalkirche, wie sie z. B. in Frankreich längst schon bestand. Doch diese Bestrebungen der alten Reichskirche waren ebenso wie die Bemühungen des Kaisers um eine Reform des Reiches vergeblich und zu spät. Wie fortschrittlich man in einem solchen geistlichen Fürstentum sein konnte, zeigt unter andern auch die Gründung der Universität in Bonn, wo die Lehrfreiheit auch bei radikal der Aufklärung ergebenden Professoren unangetastet blieb.

Überwunden wurde der Geist der Aufklärung, wie eingangs schon angedeutet wurde, vor allem durch deutsche Denker und Dichter. Gerade in der Zeit des politischen Niederganges des altgewordenen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation erheben sich auf dessen Boden die Kräfte, denen es zum Heile der nachfolgenden Generationen gelang, das aus fremden Ländern stammende Gedanken- und auch Kunstgut, das sich letztlich doch nicht als wahr und dauerhaft erwies, zu überwinden. Es seien hier nur einige leuchtende Namen genannt: Gottsched und Klopstock, Wieland und Gellert, vor allem aber Goethe und Schiller. Sie sind die Träger der neuen Geistigkeit in deutschen Landen. Sie sind die Schöpfer des klassischen Idealismus, die Bahnbrecher einer neuen Zeit.

Auch in der bildenden Kunst bringt das späte 18. Jahrhundert den Abschluß einer historischen Entwicklung. Der letzte große gesamteuropäische Stil, der Barock, und sein Nachfahre, das höfische Rokoko, haben sich übersteigert. Darum wendet man sich ab vom bisherigen Formen- und Farbenreichtum und hin zum ernsteren, kühlen Klassizismus, der sich die einfache Strenge der griechischen Kunst im Altertum zum Vorbild erkoren hatte.

An der großen geistigen Umschichtung in jener Zeit ist aber nicht nur der protestantische Norden und die konfessionell gemischte Mitte des Reiches beteiligt, sondern auch der katholische Süden, insbesondere Österreich, hatten ihren gemessenen Anteil an dieser Entwicklung. Hier wird nämlich die fremde Vorherrschaft auf dem Gebiete der Musik gebrochen, wobei dem Kaiserhof in Wien und der fürsterzbischöflichen Residenz in Salzburg besondere Bedeutung zukommen. Durch Gluck, Haydn und Mozart wurde auch in diesem Bereiche menschlicher Kultur und Geistigkeit der wahre Kern gerettet und zukunftsfruchtig abgewandelt.

Mochte mithin das altehrwürdige Heilige Römische Reich Deutscher Nation politisch gesehen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert unabwendbar seinem Untergange entgegengehen, das geistige Reich, das damals aufgerichtet wurde und nicht nur dem eigenen Volke, sondern ganz Europa und schließlich aller Welt so viel zu geben hatte, blieb ungeachtet aller politischen Erschütterungen und Grenzziehungen jener und späterer Zeiten bis auf den heutigen Tag bestehen.

Das geistige Reich

überwand also und setzte zugleich fort, was der Staatenstaat des vergangenen Jahrtausends unternommen hatte, die Ordnung der Menschen vom göttlichen Gesetze her.

Der Staatenstaat des Mittelalters von Heinrich dem Vogler angefangen wollte gleich dem römischen Imperium alle Menschen vereinen; darum griff er dessen Namen auf. Und dieses Reich sollte vom Glauben her sein Ziel erreichen; darum wurde es heilig genannt. Aber das Ziel sollte auf politischem Wege erreicht werden; darum stellte man die deutsche Nation in die Mitte und gab dadurch die erstrebte Universitas bereits im Ansatz preis. Deswegen war sie nicht stark genug, die durch den Staatenstaat dem Einzelnen gewährte Freiheit in ihrem Dienste zu binden; aus der Freiheit wurde die Willkür, und an der Willkür zerbrach schließlich, wie der erste Vortrag gezeigt hat, der alte Staatenstaat.

Darum suchten die Klassiker das Fundament der Freiheit nunmehr im Geistigen aufs Neue zu gewinnen. Indem sie ihr dienten, setzten sie fort, was das alte Reich gewollt hatte; und indem sie ihr wider die politische Willkür, in tyrannos, indem sie ihr in demjenigen Bereiche dienten, den kein Tyrann erreichen kann, überwand sie es.

Aber die Humanitas und Toleranz des achtzehnten Jahrhunderts, die sie vorfanden, und von der sie ausgingen, war zwiegesichtig.

Warum? Mit dieser Frage begann Dr. Friedrich Hielscher Normanniae Berlin den zweiten Vortrag, in welchem die Brücke vom alten Staatenstaate zu den Gründern unserer Corps gezeigt werden sollte, die Brücke zur Klassik, welche damals die Studenten in des Wortes wörtlicher Bedeutung begeisterte, das heißt, mit neuem Geiste erfüllte. Demgemäß schilderte er

Goethe und Schiller als Erben des achtzehnten Jahrhunderts.

Indem wir uns fragen, warum die Humanitas und die Toleranz des 18. Jahrhunderts zwiegesichtig waren, indem wir uns fragen, warum sie nicht zu dem gelangten, was sie wollten, kommen wir zu dem Amte Goethes und Schillers. Woran lag diese Zwiegesichtigkeit im 18. Jahrhundert? Sie lag darin, daß die Aufklärung das, was sie mit Recht wollte, falsch ansetzte. Sie setzte nämlich an bei dem Irrbegriff, bei der *contradictio in adjecto* der autonomen Vernunft. Und die gibt es nicht. Denn Vernunft kommt von Vernehmen, ist also das Offensein gegenüber der göttlichen Stimme, die uns führt, gegenüber dem, was mein Vorredner die irrationale Kraft genannt hat. Dem gegenüber kann man nicht autonom sein; sondern das, was wir vernehmen, der, den wir vernehmen, er gibt uns den *nomos*, nicht wir uns. Infolgedessen ist das, was autonome Vernunft genannt wurde, in Wirklichkeit der autonome Verstand, jene auf sich selbst stehende *ratio*, die nicht mit Unrecht durch die Frage „Wie kann man auf sich selbst stehen?“ verspottet wurde. Es kann jeder nur auf seinem Fundamente stehen und nicht auf sich.

Infolge dieses Irrtums wurde das rechte Ziel nicht erreicht: die Toleranz wurde, anstatt unangreifbar begründet zu werden, im Sinne Lessings relativiert. Man fragte mit seinem Nathan und mit Pilatus: „Was ist Wahrheit?“ Keiner erhob mehr den Anspruch, sein Ring sei der rechte. Und man tritt schließlich deswegen nicht mehr um die letzten Dinge, weil man ihrer nicht sicher war. Daß man um ihretwillen keinen Andersdenkenden verfemen dürfe, war ein berechtigtes Anliegen; daß man es unterließ, weil man der Wahrheit selber nicht mehr sicher war, darin lag der Irrtum; denn wie kann ich ein Gebot, das der Toleranz in unserem Falle, verpflichtend auferlegen, wenn ich es nicht aus dem allein verpflichtenden Grunde, nämlich dem der Wahrheit, ableite?

Weil man statt dessen mit dem Streite auch den Glauben selbst über Bord warf, wurde man dadurch gestraft, daß man an seiner Stelle nunmehr Grenzen, Kohle, Eisen, Öl und schließlich Uran ernst nehmen mußte. Die Folgen sind bekannt.

Goethe überwand diesen Irrtum der Aufklärung, indem er bis zu dem Fundamente zurückging, das allen Religionen gemeinsam ist, das heute in allen Religionen von der Fundamentaltheologie gesucht wird, dasjenige fundamentum, was von ihnen ausgesprochen wird und heute die Grundlage der Gespräche zwischen den hohen Religionen und Kulturen bildet, wenn sie gemeinsam überlegen, wie sie für ihre Freiheit eintreten können.

Im Gegensatz zu Lessing lehrt Goethe also, die Wahrheit ist erkennbar, und sie ist erkannt worden:

„Das Wahre war schon längst gefunden,
hat edle Geisterschaft verbunden;
das alte Wahre, faß es an!“

Infolgedessen ist für Goethe der Dienst an der Schönheit, der Dienst, welcher seinem Leben den Sinn gab, ein Dienst an der Wahrheit: „Schönheit ist Wahrheit in der Erscheinung.“ In der Schönheit erscheint die Wahrheit, leuchtet uns ein, erfüllt und durchdringt uns. In der leibhaftigen Erscheinung haben wir die wahre Wirklichkeit selbst in Händen. Sie teilt sich uns darin wirklich mit: wie wir durch Handschlag einander wahr und wirklich zum Bunde verpflichten.

Mit dieser Lehre gewinnt Goethe das Herz des größten Gefolgen, den er in seinem Leben gefunden hat: Friedrich Schillers. Schiller war vorher so weit gedrungen, daß er erkannt hatte: „Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung.“ Nur derjenige, welcher sich frei entfalten kann, nur derjenige, welcher die Möglichkeit besitzt, frei zu tun, was er will, nur derjenige, dessen Erscheinung also frei das wiedergeben kann, was er sittlich will, nur in dem und durch den kann Schönheit bestehen, wie ja auch nur ein freies und kein Tier im Käfig schön sein kann. Wir, die wir im 20. Jahrhunderte von Käfig zu Käfig umgetrieben werden, von den Lagern und Gefängnissen in die Behörden-, die Wohnsilos und zurück, wir wissen wieder, was das 19. Jahrhundert trotz Schiller vergessen hatte: daß Freiheit und Schönheit einander bedingen.

Und nun ging Goethe den entscheidenden Schritt weiter, indem er nach dem Sinne der Freiheit fragte. Wozu Freiheit? Um der Wahrheit willen. Mit diesem Gedanken erfüllte er Karl Philipp Moritz während der italienischen Reise, mit diesem Gedanken ging Moritz zu seinem Freunde Schiller und übersetzte ihm die Einsicht Goethes ins Schillerische, wie er umgekehrt Goethen den Begriff der Freiheit aus dem Schillerischen ins Goethische übersetzte. So fanden die beiden Großen dank ihrer Freundschaft mit Karl Philipp Moritz zu einander. Begreift man, warum den Studenten, die von Schiller und seinen Vorlesungen entflammt die ersten Corps gründeten, die Freundschaft so heilig war? Würde ohne sie Schiller zu Goethe gefunden haben? Nun standen sie Beide im Dienste der Wahrheit, und von der Wahrheit her wurde die vorher relativierte Toleranz nunmehr legitim. Denn es hieß nun nicht mehr, die ihr zugrunde liegende Wahrheit sei unerkennbar, sondern ihr erkennbares und erkanntes Fundament ist allen Religionen und folglich allen Kulturen gemeinsam; und zu diesem Fundamente gehört der Wissensgehorsam, auf dessen Anerkennung wiederum die Toleranz beruht. Weil diese Anerkennung allen Religionen gemeinsam ist, können und müssen sie ihn gemeinsam gegen den theoretischen Materialismus des Ostens und den praktischen Materialismus des Westens verteidigen.

So haben wir von Schillers Freiheit des Willens im Menschen und in der Natur zur Wahrheit Goethes gefunden, von ihr in der Erscheinung zur sinnlichen Schönheit und zur sittlichen Erhabenheit.

In der Bewegung, im Handeln also, führt dann die Schönheit zur Anmut, zu jener Anmut, die wir von der Spanischen Hofreitschule her kennen. In ihr lebt die Anmut des Barock bis zur Stunde, wie sie bis zur Stunde in ganz Österreich lebt; und nicht zuletzt deswegen tagen wir diesmal hier.

Wie die Schönheit im Handeln zur Anmut, so führt die Erhabenheit — die Erhobenheit, die Hervorgenommenheit, die Vornehmheit — zur Würde, zu

jener Würde des Menschen, in welcher ebenbürtig der Müller von Sanssouci neben seinem Könige steht (dessen Geburtstag wir heute feiern) und Christiane ebenbürtig neben Wolfgang Goethe. Aus dieser sittlichen Würde ergibt sich unsere Menschlichkeit und aus der Ehrfurcht vor ihr und ihrer Gewissensgebundenheit die legitime Toleranz.

Was habe ich soeben getan? Ich habe in der Gedankenfolge wiederholt, was ich vorher in der geschichtlichen Entwicklung beschrieben habe. In dieser Entwicklung hat jene Gedankenfolge sich entfaltet; und darum hat sie die Werke der beiden Meister erfüllt. Das beginnt mit der Iphigenie Goethes und ihrer Menschlichkeit und führt über den Don Carlos Schillers und seine Gedankenfreiheit zur Freiheit des Lebens, für die Tell streitet, und schließlich zum Faust, der es uns als höchstes — auf Erden nie erreichbares, aber immer anzustrebendes — Ziel vermag, auf freiem Grunde mit freiem Volke zu stehen.

Wie aber ist dieses Ziel anzustreben? Auch das haben die Gründer der ersten Corps von Goethe lernen können und gelernt. „Geselle dich zur kleinsten Schar!“: hat er ihnen zugerufen und ruft er uns heute zu. Bei ihr muß wieder begonnen werden.

Daß ich mit dieser Nutzenanwendung nicht als Mensch des 20. Jahrhunderts etwas in Goethe hineinsetze, woran er nicht gedacht hat, belegt ein Szenarium zum vierten Teile des Faust, das im Nachlasse zu finden ist: „Beneidenswert sind ihm (Faust) die Anwohner des Meeres, das sie der Flut abgewinnen wollen. Zu diesen will er sich gesellen. Erst bilden und schaffen. Vorzüge der menschlichen Gesellschaft in ihren Anfängen.“ Zu ihnen also will uns Goethe durch seinen Faust zurückführen. Denn wenn die Gesellschaft verfällt, muß bei den Urformen wieder angefangen werden.

Folgen wir Goethe darin, so sind wir auf dem rechten Wege.

Der rechte Weg

beginnt also bei der kleinsten Schar. Sie bildet den Anfang der menschlichen Gesellschaft. Sie ist der Bund, auf dessen Grunde Staat und Volk überhaupt erst möglich werden. In dieser kleinsten Schar muß neu gestiftet werden, was einer verfallenen Zeit verlorengegangen ist.

Wir haben es heute leicht, von Verfall und Fäulnis zu reden, umgeben sie uns doch aller Orten. Daß aber das Auge der Meister damals schon den Trug des Aufstieges durchschaute, daß Goethe damals schon die Lemuren unterirdisch am Werke sah, die heute in aller Öffentlichkeit regieren, und denen Tell in unser Aller Namen die Fehde angesagt hat, daß Grillparzer damals schon das unrechte Fortschreiten (von der falschen Humanität der französischen Revolution über die Nationalität zur Bestialität) und das rechte (von der echten Humanitas der Klassiker zur Freiheit und von der Freiheit zur Wahrheit) unterschied: das ließ die Jugend um dieser Ziele willen sich verbinden und bestimmte die innere Gestalt ihrer Bünde. Was war es, was sich damit ereignete? Dr. Robert Paschke Bavariae Erlangen schilderte es im dritten Vortrage:

Der Aufbruch der Corps.

1.

Der Wiener Dichter Grillparzer, der einer der großen Dramatiker des deutschen Sprachraumes ist und dessen „Erinnerungsblätter“ eine Fundgrube von geistreichen Gedankengängen und tiefgründigen philosophischen Überlegungen darstellen, schreibt in seinem Entwurf eines Trinkspruches zur Hundertjahrfeier des Schillerschen Geburtstages:

„Der Fortschritt ist dem Menschen natürlich; wenn aber zwei ausgezeichnete Geister, wie Schiller und Goethe, den ungeheuren Fortschritt einmal gemacht haben, so braucht die Enkelwelt eine Reihe von Menschenaltern, um sich zu jener Höhe nur emporzuarbeiten, auf der diese Männer dastehen für alle Zeiten.“

Haben nun die Stifter unserer Corps als Coëtanen jener ausgezeichneten Geister schon zu ihrer Zeit den Versuch unternommen, den gewaltigen Fortschritt zu erfassen, waren sie bestrebt, sich „zu jener Höhe emporzuarbeiten“, auf der diese Männer dastanden, und bereiteten sie damit die Wege für ihre corpsstudentischen Enkel? Ich will versuchen, die Einwirkung des klassischen Idealismus auf die innere Gestaltung und Formung der ersten Corps darzustellen.

Ich bin mir bei diesem Unterfangen bewußt, daß es für den Historiker eine schwer zu lösende Aufgabe sein wird, rückschauend in das Trachten und Wollen junger Menschen vor über 150 Jahren einen der Wahrheit entsprechenden Einblick zu geben, daß es in unserem Falle sogar besonders schwierig ist, da die Erneuerungsbestrebungen unserer Stifter den Regierungen als revolutionär suspekt waren. Daher fiel auf der einen Seite durch strenge Geheimhaltung viel wertvolles geschichtliches Material der Vernichtung anheim, auf der anderen Seite wurde hinwiederum oftmals nur das Notwendigste schriftlich fixiert und auch dieses noch getarnt niedergelegt. Dies gilt zweifellos auch für die Universitäten, an denen wie in Erlangen die Corps zeitenweise geduldet oder gar erlaubt waren. Trotz den Verfolgungen hat sich aber in Briefwechseln, Tagebüchern und vor allem in den zahlreichen erhaltenen SC-Comments und Constitutionen viel erhalten, dessen geschlossene Abschriftensammlung wir dem Verein für corpsstudentische Geschichtsforschung unter seinem verdienten Vorsitzenden Dr. Erich Bauer Rhenaniae-Tübingen EM, Lusatae-Leipzig zu Berlin EM, Borussiae-Halle zu Mainz verdanken.

Das aufmerksame Studium dieser frühesten Corpsconstitutionen und SC-Comments, auf die ich mich in erster Linie stützen will, läßt deutlich zwei Wesensmerkmale erkennen, unter denen sie abgefaßt wurden. Zunächst dienten sie einem praktischen Zwecke, nämlich der Aufrechterhaltung des Burschencomments, also der Sicherstellung der Freiheit, Ordnung, Ruhe und Sauberkeit innerhalb des Standes aller Burschen der gleichen Universität. Denn dafür wurden die SC-Comments geschaffen. Die Constitutionen dienten darüber hinaus aber auch einem geistigen Zwecke, nämlich dem, die Ideale,

wie sie unseren Stiftern vorschwebten, und die meiner Ansicht nach vom klassischen Idealismus mehr oder weniger stark beeinflusst wurden, festzulegen und auf alle neu hinzutretenden Corpsburschen zu übertragen. Dieser Wille kam in den Corpsconstitutionen zum Ausdruck, soweit sie sich nicht aus Furcht vor Entdeckung auf nüchterne Vorschriften zur Regelung des internen Corpsbetriebes beschränkten. Die in reicher Zahl vorhandenen Comments und Constitutionen, mögen sie nun getarnt oder unverfälscht sein, ergeben daher ein buntes Bild von den Gedanken und Idealen unserer Stifter, wie eben nach den damaligen lokalen politischen Verhältnissen der vielen kleinen Fürstentümer sich der Geist jener großen Männer unter der Jugend ausbreiten konnte. Es ist erfreulich, daß dieses bunte Bild — oft von Extremen, die sich berühren — auch heute noch nach über 150 Jahren besteht: dank der klugen Kösemer Verbandsführung, die es bisher immer vermieden hat, in die Belange der einzelnen SC's oder gar CC's einzugreifen.

So erkennen wir aus den alten Schriften jene Zeit, wie sie uns der Dichter Wilhelm Hauff als die Studentenzeit seines „alten Großvaters“ in den Phantasien im Bremer Ratskeller schildert: „Wie soll ich Dich nennen, du hohes, edles, rohes, barbarisches, liebliches, unharmonisches, gesangvolles, zurückstoßendes und doch so mild erquickendes Leben der Burschenjahre!“

Diese starken Kontraste, die der Dichter hier gleichsam wie ein Maler mit kräftigen Farbenklecksen auf die Leinwand geworfen hat, müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir jene Zeit des Umbruches historisch betrachten, in der die schwärmerische Wertherstimmung ebenso wie die Gestalt des Mordbrenners Karl Moor die Jugend berauschte. Auf studentische Gebiet übertragen heißt das: das Gefühl für zarte Freundschaft war durchaus vereinbar mit den sonstigen rauen Sitten der damaligen Zeit.

Ich glaube Ihnen damit die Problematik meiner nun nachfolgenden Darlegungen nahegebracht zu haben. Ich kann Ihnen aus der Fülle des Stoffes jeweils nur einen kurzen Auszug geben, denn die genaue historische Durchforschung des gestellten Fragenkomplexes würde den Rahmen dieses Vortrages sprengen. Man könnte ein Buch damit füllen.

In meinem Vortrage auf der Arbeitstagung in Würzburg 1956, „Der Einfluß des klassischen Idealismus auf die ersten Corps“, habe ich versucht, die geistige Situation darzustellen, die auf unseren Universitäten herrschte, als der Geist Goethes und Schillers die Studenten zu ergreifen begann, und wie diese dann die ersten Verbindungen neuer Art, die Corps, gründeten. Ich sprach damals in der Einleitung davon, daß es notwendig sei, die Corpsconstitutionen unter diesem Gesichtspunkte einzusehen, um aus ihnen den Einfluß der ethischen Postulate des klassischen Idealismus nachzuweisen. Ich will dies nun im Nachfolgenden versuchen.

2.

Vorher aber sei mir erlaubt, Sie auf zwei Stellen in Schillers Werken hinzuweisen, die mir bemerkenswert erscheinen, und die Ihnen vielleicht entgangen sind, während ich ansonsten bei Ihnen die Kenntnis dieser Werke voraussetze.

Das 1785 entstandene Lied „An die Freude“, das bald nach seiner Vertonung im Schlußchor der 9. Symphonie Beethovens zum „Volksgesang“ wurde und nach einem Bericht vom Jahre 1806 „von Tausenden gerne gesungen“ wurde, enthält am Schlusse die Strophe: „Schließt den heil'gen Zirkel dichter“. Schiller hat seine in diesem Liede geäußerten Gedanken — der „Veredlung des Menschen in der Zeit zum Menschen in der Idee“ durch Anmut und Würde — in seinen 1795 erschienenen Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“ weiter ausgeführt und vertieft und kommt auch hier am Ende zu dem Schlusse, daß dies nur in auserlesenen Zirkeln gleichgesinnter Seelen geschehen könne. Im 27. Briefe schreibt er:

„Wenn in dem dynamischen Staat der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt, wenn er sich ihm in dem ethischen Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem ästhetischen Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Objekt des freien Spiels gegenüberstehen. Freiheit zu geben durch Freiheit ist das Grundgesetz dieses Reichs.“

„Existiert aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfnis nach existiert er in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigene schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfachheit und ruhiger Unschuld geht und weder nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuerwerfen, um Anmut zu zeigen.“

Es mag nun ein Zufall sein, es erscheint mir aber doch der Beachtung wert, daß nach 1795 die studentischen Zeichen, die erst nach 1785 in verschlungenen Buchstaben dargestellt werden und die man bis dahin als *vivant fratres conjuncti* (z. B.) *Guestphaliae* las, dann mehr und mehr gedeutet wurden als „*vivat circulus*“ (z. B.) *Hassorum*, wie dies für 1795 erstmals in der Corpsgeschichte der Bavaria zu München belegt wird. Von diesem Jahre an etwa erfolgt auch die Fortentwicklung der studentischen Geheimzeichen — die ursprünglich von den Orden erfunden worden sind — im Sinne unseres Zirkels, der allerdings bis etwa 1820 noch ohne Ausrufungszeichen und bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts ohne feste Form geschrieben wurde. Wenn man bedenkt, daß Schillers Lied „An die Freude“ und seine „Briefe zur ästhetischen Erziehung des Menschen“ nach zeitgenössischen Aussagen einen gewaltigen Einfluß gerade auf die studentische Jugend ausübten, so liegt es im Bereiche des Wahrscheinlichen, daß der Zirkel seinen Ursprung in jenen Gedankengängen Schillers hat, ebenso wie wohl das Ausleseprinzip zwar von den Orden übernommen, aber diese Übernahme durch Schillers Briefe im Sinne einer Bildung auserlesener Zirkel von edlen Menschen abgewandelt wurde. Auch Goethe vertrat den gleichen Standpunkt, daß Bildung nur im kleinen Kreise möglich sei. Herr Dr. Hielscher hat Ihnen ja soeben Goethes Worte zitiert: „Geselle Dich zur kleinsten Schar!“

Die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen erschienen in den „Horen“, der ersten großen Bildungszeitschrift Deutschlands. Die Bildung, der sie diente, war die bewußte Schöpfung Schillers. Es ist nun wiederum interessant, daß es in den „Horen“ hieß, das Politische solle ausgeschlossen sein! Während die Orden und zum Teil wohl auch die Kränzchen vor 1795 sich intensiv mit politischer Zeitgeschichte befaßten, waren die neu entstehenden Corps von Anfang an unpolitisch. Sollte dieses Novum in der studentischen Geschichte ein reiner Zufall sein, oder führt auch hier eine Gedankenbrücke zu den „Horen“ Schillers!? Es würde zweifellos wichtig sein, einmal die „Horen“ daraufhin durchzusehen.

Ich habe Sie auf zwei allgemeine Punkte hingewiesen, die mir aufgefallen sind, und die vielleicht die Stifter unserer Corps, wenn auch ihnen selbst unbewußt, beeinflußt haben. Ich will nun auf einige Einzelheiten eingehen.

3.

Von den ethischen Postulaten des klassischen Idealismus will ich diejenigen herausgreifen, welche die größte und nachhaltigste Wirkung auf die entstehenden Corps ausgeübt haben: Freundschaft und Treue, Freiheit und Ehre, Humanitas und Toleranz.

Die Freundschaft wurde schon bei den Orden gepflegt und hochgehalten. Wir wissen aber auch, daß Schiller oft und begeistert die Freundschaft besang. „Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein“: heißt es in dem Lied „An die Freude“. Ob nun die starke Betonung der Freundschaft in den Corps ein Erbe der Orden ist, von denen die Corps zweifellos viel übernommen haben, wenn sie auch stellenweise im bewußten Gegensatz zu diesen gegründet wurden, oder ob sie mehr durch die dichterische Verherrlichung jener Tugend zu einem Leitmotiv der Corps wurde, sei dahingestellt. Es mag wohl beides sein, was hier und da zutrifft; und gerade für diese Synthese zwischen dem Ordensgeist und den schwärmerischen Ideen der Geniezeit, die dem klassischen Idealismus vorausging, scheint mir die zwischen 1794 und 1800 entstandene Constitution der Franconia zu Gießen ein sprechendes Beispiel zu sein. Es heißt dort:

„Freunde! Rechtthun, edel seyn, Beystand in Gefahren, ewige, unzertrennliche Freundschaft — dieß ist der Zweck unserer Verbindung.“

Vor der Reception hielt dann der Senior der Franconia folgende Ansprache:

„Meine Brüder! Wir haben uns hier versammelt am Altare der Freundschaft, um den Bund zu feyern, der uns zeitlebens durch das engste Band ungeheuchelter Freundschaft bindet. — Ich werde nicht erst nöthig haben, Euch das Bündniß unserer Freundschaft durch reizende Bilder vorzumalen; Euer eigenes Bewußtsein wird Euch sagen, daß jedes Herz für jeden Bruder schlage, und wir alle Hand in Hand gerne Weihrauch auf den Altar der Freundschaft streuen. — Höret nun die Absicht unserer heutigen Versammlung. Ein würdiger Mann, dessen Charakter nach dem Zeugnis Aller bieder

und rechtschaffen ist, wünschet sehnlichst, heute mit uns dem Bunde der reinsten Liebe zu schwören, und sich an das Rosenband der Freundschaft zu knüpfen. — Nun frage ich Euch, ob Ihr gern mit ihm nicht nur Euere akademische Laufbahn durchwallen, sondern auch, ob Ihr ihn als Bruder lieben und ihm auf ewig die Freundschaft schenken wollt, nach der er so willig die Hand reichet.“

Nachdem die Aufnahme beschlossen worden war, ruft der Senior: „Bruder N. N., führe ihn in den Zirkel der vertrautesten Freunde!“

4.

Eng verbunden mit der Freundschaft war die Treue zum Freunde und damit die Treue zum beschworenen Bunde. Ein grundloses Austreten wurde allgemein als Beleidigung der Gemeinschaft empfunden; und der Betreffende mußte sich mit den drei Chargierten herausschlagen. So heißt es in der Constitution der Franconia zu Leipzig von 1811:

„Sollte aber je einer so leichtsinnig und treulos sein und sein gegebenes Wort, seine angelobte Treue aus den Augen setzen und, ohne triftige Gründe beigebracht zu haben, willkürlich aus der Verbindung treten wollen . . . der bekommt von jedem der jedesmaligen Chargierten den dummen Jungen und ist für immer excludiert . . .“

Inwieweit jene Treue zum Freunde während der akademischen Zeit als eine Treue zu dem Bunde aller Freunde im Sinne unserer Lebensverbindungen damals bereits gefordert wurde, und inwieweit sich diese Forderung bei der politischen Kleinstaaterei Deutschlands und den primitiven Verkehrsverhältnisse durchführen ließ, soll eine spätere Arbeit untersuchen. Die Ansätze dazu waren vorhanden, wie es sich aus der Constitutionssammlung immer mehr nachweisen läßt. Besonders stark betont ist das Lebenscorpsprinzip in der Constitution der Franconia zu Gießen (zwischen 1794 und 1800):

„XIV. Unveränderlich bleibt der Entschluß bey uns und unsern Nachfolgern, kein Mitglied einer anderen akademischen Verbindung in die unsrige aufzunehmen. Eben so wenig darf sich einer von uns soweit vergessen, daß er von uns zu einer anderen akademischen Verbindung überginge. Verachtung würde sein Loos und das Bewußtsein des Meineids unsre Rächerin seyn.

XV. Da uns unsre Verbindung keine Gesetze aufbürdet, die mit unserm künftigen Wohl in Widerspruch stehen; da nur Tugend ihre Stütze und das engste Band heiliger Freundschaft ihr einziger Zweck ist, so kann sie sich nicht auf unsre akademischen Jahre allein beschränken. — Nein, ewig, unauflöslich sey der Bund der Liebe, den wir am Altar der Freundschaft durch den unverbrüchlichsten Eid aufs feyerlichste versiegeln. — Fluch und Rache treffe den, der je den meineidigen Gedanken hegt, unsern Freundschaftsbund zu verlassen . . .“

5.

Die Aufrechterhaltung der akademischen Freiheit war von Anfang an eine der Haupt Sorgen der Corps gewesen. Der Ausdruck „akademische Freiheit“ findet sich meines Wissens erstmals im Stammbuch Zimmermann (s. DCZ vom April 1955, Nr. 2, S. 52):

„Triumph! Es fesseln oft ewige Fesseln den menschlichen Geist. Ob Ozeane seinem Blick ferne Welten verbergen, ob tausendjähriger Wahn oder die Herrschaft mit eisernem Szepter ihm drohende Mauern vor die Reiche der Wahrheit ziehen: er bricht die Schranken durch; er findet früher oder später jenseits der Mauer die glücklicheren Reiche und das hellere Licht. Symbol:

Harmonie mit mir selbst,
mit allen guten Menschen,
mit der ganzen Natur.

Erlangen im März des ersten Jahres der organisierten akademischen Freiheit, vulgo 1797.“

Wir wissen nun aus der Geschichte der Universität Erlangen, daß die ersten, heute nicht mehr bestehenden Corps Marchia, Guestphalia und Franconia schon 1796 gegründet wurden. In das Stammbuch Zimmermann haben sich viele Guestphalen und Franken mit Zirkel eingetragen; auch der Schreiber obiger Zeilen gehörte zweifellos dem Erlanger SC an. Mit dem Ausdrucke „organisierte akademische Freiheit“ kann nichts anderes als die Gründung der ersten Corps 1796 gemeint sein, die wie überall sofort auch in Erlangen durch Aufstellung von SC-Comment und Constitutionen das Studentenleben in geregelte Bahnen lenkten, es organisierten. Mit den Worten „organisierte akademische Freiheit“ ist also ein Prinzip ausgedrückt, das bei den Corps seit eh und je Geltung hatte, und das Theodor Körner 1811 in einem Briefe an sein Corps Guestphalia zu Berlin (Goethe zitierend) klar formulierte: „Ein großes Wort ist mit der Freiheit ausgesprochen, aber das Gesetz nur kann uns Freiheit geben!“ Der Erlanger SC-Comment von 1800 ist uns erhalten; und im Absatz II, 4 garantieren sich die Corps gegenseitig „die thätigste Unterstützung und Beihülfe in allen denjenigen Fällen, wo einer Gesellschaft oder einem Gesellschaftsmitgliede die allgemeine Burschenfreiheit gekränkt oder eingeschränkt ist, es sei, von wem es wolle“.

6.

Wer die Freiheit so hoch einschätzte, dem mußte auch die Reinerhaltung des Schildes seiner Ehre am Herzen liegen. In erster Linie sorgten die jungen Corps daher dafür, daß das Ehrenwort, das unter den Orden und auch noch unter den Kränzchen sehr leichtsinnig gegeben und dessen Bruch lax bestraft wurde, nun auch die Bedeutung erlangte, die ihm nach seinem Wesen zustand.

„Jedem soll sein Ehrenwort heilig seyn; und ehe er es giebt, soll er genau und reiflich überlegen, ob er es halten könne, er möge es Freund oder Feind geben; gebrochenes oder falsch gegebenes Ehrenwort wird von der Gesellschaft ohnnachichtlich mit Exclusion bestraft“ (Constitution der Rhenania zu Heidelberg, 1802 § IV^{1/2}).

Darüber hinaus wurde verlangt: „Jedes Bundesglied muß seine Ehre unbescholten erhalten.“ Dazu gehörte anständiges Auftreten. Die Bundesglieder „sollen einen guten Ton und eine edle Sitte auf der Universität zu erhalten und allen schlechten Bestrebungen und Handlungen, als Unterdrückung Einzelner, Renommistereyen, philistermäßigem Betragen, verderblichen Reden, öffentlichen Ausschweifungen, den Rohheiten wie der Überfeinerung entgegen zu wirken suchen“ (Constitution der Franconia zu Gießen, 1811, 3. Abschnitt, § 3 und 6. Abschnitt, § 3).

Entsprechend dem Geiste der Zeit war es für einen ehrenhaften Studenten unumgänglich, daß er seinen Commilitonen wenn nötig mit der Standeswaffe in der Hand gegenübertrat. Nimmt doch Goethe, der selber als Student in Leipzig einen Skandal ausfocht und am Oberarm „angeschissen“ wurde, noch nach vielen Jahren am 9. August 1827 folgenden Standpunkt zum Duell ein:

„Was kommt auf ein Menschenleben an? Eine einzige Schlacht rafft Tausende hinweg. Es ist wichtiger, daß das Prinzip des Ehrenpunktes, eine gewisse Garantie gegen rohe Thätlichkeiten, lebendig erhalten wird.“

Wir können aus unserer heutigen Anschauung über das Duell heraus vielleicht dem Herrn Geheimen Rat nicht so ganz ohne Vorbehalt mehr zustimmen, obwohl wir heutigen Menschen nicht schonender mit den Menschenleben umgehen und nicht nur Tausende, sondern mit einer einzigen Atombombe Hunderttausende im Kollektivsystem einschließlich unschuldiger Frauen, Kinder und gebrechlicher Greise umbringen. Trotzdem möchte ich gerade dieses Wort des besonnenen und schon am Rande seines Lebens stehenden Dichters anführen, um Ihnen zu zeigen, wie klar schon Goethe die Paradoxie erkannt hat, der auch heute die meisten Duellgegner verfallen sind, und zum zweiten, wie stark damals der Brauch verwurzelt war, aus dem sich später die unbedingte Satisfaktion mit der Waffe entwickelte.

So ist es nicht weiter verwunderlich, daß die Mehrzahl der Corps in ihre Constitutionen sehr scharfe Bestimmungen einfügte, die eine Austragung studentischer Streitigkeiten mit der Standeswaffe zur Pflicht machen:

„Ist ein Mitglied unserer Verbindung von jemandem beleidigt worden, so ist es verpflichtet, binnen 3 Tagen auf Satisfaction antragen zu lassen. Ist dies ohne Grund während dieser Zeit unterblieben, so wird es der Feigherzigkeit desselben zugeschrieben und selbiges als ein für die Verbindung untaugliches Mitglied excludiert“ (Constitution der Pomerania zu Halle von 1803).

Man mag nun zum studentischen Duell stehen, wie man will; es ist historisch beweisbar, daß dieses trotz seiner zeitbedingten Auswüchse „eine gewisse Garantie gegen rohe Thätlichkeiten“ im Sinne Goethes war, und daß es darüber hinaus die Empfindung für das Gefühl der Ehre und damit des Taktgefühls in den jungen Menschen formen half.

7.

Das Streben nach der Humanitas der Alten, die darunter die ethisch-kulturelle Entfaltung des eigenen Wesens in harmonisch-ästhetischer Form verstanden, läßt sich in vielen Corpsconstitutionen jener Zeit nachweisen:

„Wer dem fränkischen Bunde angehören will, muß sich des Strebens desselben nach wahrer Humanität und freyer Selbstbildung für sich und den Staat — dem Zwecke des akademischen Lebens — würdig zeigen“ (Constitution der Franconia zu Gießen von 1811, 3. Abschnitt, 1. Hauptstück, § 1).

Neben den Forderungen nach Bravheit, Biederkeit und Tugend finden wir hier auch erstmals solche nach wissenschaftlicher Ausbildung:

„Jeder hat die Pflicht auf sich, seinen wissenschaftlichen Beruf nach Kräften und individuellen Verhältnissen zu erfüllen und sich den Grad von wissenschaftlicher Bildung zu verschaffen, den seine künftige Bestimmung von ihm fordert“ (Const. der Franconia zu Leipzig von 1811, Cap. 2, § 4).

Auch die Pflicht zur Hilfe allen Menschen gegenüber finden wir in Constitutionen erwähnt:

„Es ist schon allgemeine Menschenpflicht, seinen Nebenmenschen zu unterstützen, vielmehr soll dies aber eine unserer Hauptpflichten sein“ (Constitution der Franconia zu Erlangen, 1802, Abs. 4).

In allen alten Constitutionen finden wir auch Vorschriften, die den Zweck verfolgen, in „freier Selbstbildung“ eine möglichst umfangreiche und in die Tiefe gehende Entfaltung der Persönlichkeit zu bewirken. Kaum eine der vielen strukturellen Merkmale eigenwertiger, charaktvoller Individuen, deren seelisch-geistige Anlagen und Triebkräfte bei den jungen Menschen in der Entwicklung begriffen sind und oft brodelnd überschäumen, ist nicht angesprochen.

8.

Wer die Humanitas auf sein Panier geschrieben hat, von dem ist auch anzunehmen, daß er die Toleranz bejaht. Bei den nachfolgenden Darlegungen müssen wir uns aber stets vor Augen halten, daß es eine Toleranz in unserem heutigen Sinne zu jener Zeit nicht mehr gegeben hat, weder auf religiösem, noch auf politischem oder gesellschaftlichem Gebiet. Die Guillotine der französischen Revolution hatte die zarten Regungen der Toleranz gegenüber jedem, der Menschenantlitz trägt, wie sie von Leibniz und Friedrich dem Großen gelehrt wurde, energisch und gründlich zerstört. Dies war ja auch letztlich der Grund, warum sich die zunächst für die jakobinischen Ideen begeisterten deutschen Dichter und Denker wie Schiller, Klopstock und Kant entsetzt davon abwandten. Wie schwer es selbst für einen Herrscher im absolutistischen Zeitalter war, auf Toleranz hinzielende Reformen zu verwirklichen, hat Ihnen soeben Herr Dr. Hausmann dargestellt, als er Ihnen schilderte, wie Joseph II. an solchen Plänen scheiterte. Wenn wir also von Toleranz auf studentischem Gebiete reden, so kann es sich naturgemäß nur um Anfänge in der Entwicklung zu einer solchen handeln, die aber trotzdem die Wege ebneten zur wirklichen Toleranz, wie sie im 20. Jahrhundert, entgegen dem Zeitgeiste immer mehr fortschreitend, bei den Besten zur gegenseitigen Tolerierung der Anschauungen führte. Dieser ehrliche Wille zur gegenseitigen Annäherung und Tolerierung führte bei den Corps nach dem zweiten Weltkriege schließlich sogar so weit, daß sie eines

ihrer Prinzipien, die unbedingte Satisfaktion mit der Waffe, als Verbandsprinzip aufgaben, ein Entschluß, der nach dem historischen Ursprunge dieses Grundsatzes bis an die Grenze der Selbstaufgabe ging.

Die Landsmannschaften älterer Art, die bis zur Entstehung der Corps die wesentlichste Form des Zusammenschlusses bildeten, hatten die Rekrutierung nach territorialen Kantonen eingeführt. Die gegen 1750 aufkommenden Orden wählten dagegen ihre Mitglieder nach weltanschaulichen, teils politischen Grundsätzen aus. Weder diese alten Landsmannschaften noch die Orden hatten auf ihrer Universität mit den anderen gleichgearteten Verbindungen irgendeinen Konnex. Jede Landsmannschaft und jeder Orden führte dort sein Eigenleben, ohne sich an Zusammenschlüsse ähnlicher Denkweise anzunähern. Sie standen sich im Gegenteil oft feindlich gegenüber und befehlten sich bis aufs Blut.

Das große Verdienst der Corps war es nun, sofort in den Seniorenconventen eine Instanz zu schaffen, in der sämtliche auf einer Universität bestehenden Corps regelmäßig zusammenkamen, um die studentischen Belange im gegenseitigen Einvernehmen zu regeln. Diese Seniorenconvente waren eine völlig neue Einrichtung, die außerordentlich zur gegenseitigen Tolerierung beitrugen. Die Corps gingen aber noch einen Schritt weiter. Sie verkündeten, daß jeder Bursche, ganz gleich ob er einem Corps angehöre oder nicht, „gegründete Ansprüche auf allgemeine, folglich auch auf die Achtung der übrigen Bursche habe, solange er sich nicht desselben unwürdig gemacht hat“ (Erlanger SC-Comment, 1800). Infolgedessen lehnte ein Teil der Corps frühzeitig den engen Territorialzwang ab, wenn sie sich auch landsmannschaftliche Namen gaben; und sie nahmen jeden anständigen Burschen auf:

„Jeder junge Mann von Geist und Herz, von dessen Bravheit und Biederkeit man überzeugende Beweise in den Händen hat, kann in unseren Bruderverein aufgenommen werden. Vor der Aufnahme muß ein solcher doch genau geprüft und gefunden worden seyn, daß er an sittlicher Kultur nicht zu tief unter den übrigen Mitgliedern des Bundes stehe, überhaupt aber sich mit Gewißheit vermuthen lassen, daß er allen Gesetzen und Pflichten des Bundes Genüge leisten, und jeder mit ihm als Bruder werde leben können“ (Constitution der Franconia zu Leipzig, 1811, Cap. 3).

Dieser Grundsatz der Auslese nach dem Werte des Menschen wurde von etwa 1820 ab Gemeingut aller Corps. Daher fragten sie bei der Aufnahme weder nach Stand und Herkunft, noch nach Religion, Rasse oder Vaterland, so daß sie Männer aus allen Schichten des Volkes, aus mancherlei Religionen und Völkern in ihren Reihen haben.

Die gegenseitige Anerkennung der Corps im Zusammenschlusse des SC, die Propagierung des Anspruches auf allgemeine Anerkennung aller Burschen untereinander und die Möglichkeit der Aufnahme jedes anständigen Studenten in ein Corps waren für die damalige Zeit revolutionäre Schritte zu einer allgemeinen Toleranz auf den Universitäten, die die Wege bereiten halfen — freilich unter Schwierigkeiten und mancherlei Abirrungen — zur gegenseitigen Tolerierung, wie wir sie heute kennen.

Da ich die Ehre habe, hier in Salzburg auf dem alten Kulturboden dieses deutschen Landes zu sprechen, mit dem wir Corpsstudenten uns immer eng verbunden fühlten, sei es mir gestattet, über den Rahmen meines Vortrages hinaus darauf hinzuweisen, daß etwa 60 Jahre später gerade Schillers 100-jähriger Geburtstag den Anstoß gab zur Gründung der Corps in Österreich. Herr Dr. Stade führt in der Prager Schwabenzeitung vom Dezember 1955 aus: „Der österreichische Student hatte immer Schiller bewundert, der deutsche sowie der nichtdeutsche; Schiller galt ihm als der Kündler der Freiheit und des Idealismus . . . 1859 gab es in Prag noch einen allgemeinen Schiller-Kommers und Fackelzug zum Palaste des Herzogs von Friedland. Aus der Schiller-Bewegung aber entstanden Vereinigungen wie das Bierherzogtum Lichtenhain, das sich bald in richtige Verbindungen aufspaltete, ausgesprochen deutsche Verbindungen nach Jenaer Vorbild. Jena und Schiller, Kenntnis Jenaer Formen und das Wissen von dem Jenaer Versuche, das Räuberlied im Theater zu singen, aber auch als Zeichen der Auflehnung gegen Versuche, die Burschenfreiheit irgendwie anzutasten . . . In Prag herrschten zuerst ausgesprochen die Corps; und wir wissen, daß hiebei der Gedanke der geistigen Freiheit und Unabhängigkeit stärker einwirkte als etwa das Bestreben, einer angesehenen Richtung nachzufolgen.“

Nur in ganz kurzen Zügen konnte ich die geschichtlichen Vorgänge jener Zeit beleuchten. Die Wirkung so umfassender und weltenweiter Gedanken, wie wir sie in den Werken der Dichter und Denker jener Epoche vor uns ausgebreitet liegen sehen, und die wir nur immer wieder mit Staunen und Ehrfurcht lesen können, läßt sich ebensowenig wie deren Geist in tote Buchstaben fassen. Daß dieser Geist die Entstehung und das Wollen der ersten Corps richtunggebend beeinflusst hat, hoffe ich Ihnen dargetan zu haben. Es hat nicht dem Wesen der Stifter unserer Corps entsprochen, ihre im Herzen aufgenommene, dem Geiste der Meister entsprungene Idee in großen programmatischen Erklärungen niederzulegen; es ist daher für den Historiker nicht immer leicht, Einblick in ihre Absichten zu bekommen. Für unsere Stifter galten die Worte Fausts (Vers 534—545):

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.
Sitzt ihr nur immer! Leimt zusammen,
Braut ein Ragout von andrer Schmaus,
Und blast die kümmerlichen Flammen
Aus eurem Aschenhäufchen 'raus!
Bewund'ung von Kindern und Affen,
Wenn euch darnach der Gaumen steht —
Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,
Wenn es euch nicht von Herzen geht.“



Die Alte Hochschule zu Bern oben an der Herrenengasse

Vom Worte zur Weise

Daß ein Wort wie dieses, daß die Jugend, die darin lebt, nach der Weise ruft, daß zum Dichter der Sänger gehört, wußte Goethe, wie es Schillers Studenten in Jena wußten. Aber es war ihm nicht vergönnt, in der Musik den ebenbürtigen Meister zu finden.

Als Goethe den Faust vollendete, war Mozart schon ein Menschenalter tot. Wie würde der Salzburger Zauberer sich gefreut haben, im Worte zu finden, was er vorher im Liede gesucht hatte!

Uns ist es vergönnt, vereint zu empfangen, was zusammengehört. Darum durfte die Salzburger Tagung Mozarts nicht entraten, und darum dankten wir dem günstigen Geschick, welches uns erlaubte, sie mit Händel und Haydn zu beschließen.

Dadurch erst ründete sich der Kreis, in den uns Salzburg gestellt hat; denn wir begreifen und ergreifen nicht recht, was Goethe und Schiller in sich aufgenommen und uns weitergegeben haben, wenn wir nicht verstehen, was Dr. Ernst Ebert Normanniae Berlin im vierten Vortrage vor uns ausgebreitet und am Instrumente erläutert hat:

Das Erbe des 18. Jahrhunderts in der Musik.

Wir haben zu Anfang unserer Tagung Mozarts Klarinetten-Trio, das sogenannte Kegelstatt-Trio, gehört und wir werden heute Abend „Acis und Galatea“, eine kurze Barockoper von Friedrich Georg Händel, und ein Singspiel von Joseph Haydn, „Der Apotheker“, im Landestheater miterleben. Daß wir zur Einleitung dieser Vorträge ein Werk Mozarts, des größten Sohnes dieser herrlichen Stadt, gewählt haben, liegt auf der Hand. Weht uns doch hier mit dem Geiste des 18. Jahrhunderts Mozarts Genius allenthalben entgegen. Nicht hingegen hatten wir das Abendprogramm des Landestheaters uns eigens ausgesucht; die Werke von Händel und Haydn stehen auf dem regulären Spielplan. Trotzdem könnte neben Mozart gar nichts Besseres geboten werden für unser Thema, nämlich das Erbe des 18. Jahrhunderts in der Musik zu betrachten.

Die Musik hat im 18. Jahrhundert ebenso wie die anderen Künste, ebenso wie das gesamte Staats- und Geistesleben eine tiefgreifende Wandlung erfahren. Diese Wandlung hängt eng mit der Aufklärung, mit der Änderung des Denkens beim Einzelnen, in der Staatsauffassung und im Kulturbewußtsein zusammen, und trotzdem ist diese Wandlung in der Musik anders, weil diese Kunst eigenen Gesetzen folgt: wir Menschen sind vorwiegend Augenmenschen, sind vom Gesichtssinne her bestimmt und auf das Bild hin angelegt, welches uns der Gesichtssinn vermittelt. Es gibt nur einige wenige Künste, die ohne unmittelbare Bildhaftigkeit auskommen. Vor allem ist da die

höchste Kunst, die Dichtkunst zu nennen, welche weder in leuchtenden Farben noch als schönes Bauwerk vor uns steht, sondern welche durch das gesprochene Wort, also auch durch das Ohr wie die Musik in uns eindringt. Und auch hier ist noch ein Unterschied: denn durch das gesprochene Wort wird ein bestimmtes Bild in Gedanken und Begriffen beschworen, so daß es leibhaftig vor unserem inneren Auge steht. Das kann (und will folglich auch) die Musik nicht, denn sie drückt nicht bestimmte speziell festgelegte Gedankenbilder aus, sondern — ich bin da wieder Augenmensch, wenn ich das sage — sie spricht zu uns in Tonbildern oder besser noch in Tongedanken, in Melodie und Harmonie. Die musikalische Aussage ist daher unbestimmbar, was den konkreten Gedanken und das gegenständliche Bild anbetrifft, sie ist vieldeutig und mehr als jede andere Kunst in metaphysische Dämmerung gehüllt. Folglich läßt sie die konkreten Bilder der Tagwelt in ihren Weisen anklingen, ohne sich auf ein bestimmtes Gedankenbild festzulegen. Wenn z. B. jemand vorhin durch das Kegelstatt-Trio nicht nur allgemein, sondern auf ein besonderes eigenes Erlebnis hin angesprochen wurde, so leuchtet dieses besondere Erleben in dieser Musik auf, weil und insoweit es darin enthalten ist, freilich nicht allein und ausschließlich, sondern unter vielen anderen speziellen Möglichkeiten. Am deutlichsten wird uns dieser Sachverhalt vielleicht, wenn wir an unsere Studentenlieder denken: auf eine feste Melodie von etwa vier bis acht Zeilen singen wir viele Strophen ganz verschiedenen Inhaltes, und alle diese verschiedenen Gedanken und Bilder sind in ein und derselben Weise enthalten.

So zeigt sich auch die Wandlung der Musik in der Mitte des 18. Jahrhunderts in ihrer besonderen Art, die Strömungen der Zeit gleichsam auf metaphysischem Grunde widerspiegelnd, indem sie die feinsten Veränderungen im Denken und Fühlen der Mitwelt oft schon in der Form des Tongefüges offenbar werden läßt. Rein äußerlich stehen wir vor dem Phänomen, daß um 1750, mit dem Tode Bachs, die Tradition des kontrapunktischen Stiles, der die ganze Musik des Barock beherrscht hat, ziemlich plötzlich abbricht. Der neue homophone Stil drängt sich so ungestüm nach vorne, daß zwölf Jahre nach Bachs Tode seine Werke in den Sammelausgaben der nachfolgenden Thomaskantoren schon nicht mehr vorkommen, weil sie nicht mehr gefragt sind, weil sie in ihrer kontrapunktischen Struktur nicht mehr zum Zeitgeschmacke des neuen subjektiven Empfindens und Denkens passen. Der Unterschied zwischen beiden Geisteswelten zeigt sich zunächst am deutlichsten in der Form der musikalischen Aussage.

In der polyphonen Musik der Barockzeit war jede der konzertierenden Stimmen frei und gleichberechtigt. Jede Stimme konnte zeitweilig hervortreten und den Hauptgedanken ausführen, dann wieder zurücktreten und eine andere Stimme, die nun hervortrat, durch Nebenmelodien umspielen und ihr dienen, ohne ihre Freiheit zu verlieren und ihr Eigenleben aufzugeben, und ohne den Gang der anderen Stimmen oder das Ganze zu stören. Alle Stimmen sind Melodie, alle atmen und verströmen Geist in seligem Wechselspielen. Die höchste Form ist die Fuge, in welcher der Hauptgedanke von allen Stimmen so durchgeführt wird, daß jede Stimme etwa gleich häufig

Hauptstimme wird, während die anderen jeweils umspielenden Stimmen durch ihre Nebengedanken das Thema in jeweils anderen Tonbeziehungen anders aufleuchten lassen und so offenbaren, was vieldeutig in ihm steckt. Daher ist diese polyphone Form allein in der Lage und angemessen, sei es im religiösen Kult, sei es in der weltlichen Feier, gütige und bündige Aussagen über die Welt und ihre Wesen, ihren Zusammenhang und ihre Beziehungen nach oben und unten, zum Irrationalen, wie es Dr. Hausmann ausdrückte, zu machen. Hier haben wir den Ort in der Musik, der vom gleichen Geiste erfüllt ist wie der Ursprung unserer Corps. Die Polyphonie ist das musikalische Sinnbild und Gleichnis der legitimen Toleranz. Keine Stimme beschneidet die Freiheit der anderen, jede dient jeder, und alle wirken im Wechselspielen zusammen an „der Gottheit lebendigem Kleid“ (Goethe), am Gewebe der Welt in freiem Liebesbunde, am ewigen Kunstwerke des Lebens in all seinen Ausprägungen und Offenbarungen.

Im Gegensatz dazu tritt nach dem Stilbruche das subjektive Gefühl des Einzelwesens, durch die Aufklärung aus seiner natürlichen Beziehung zu Gott und Welt gerissen, in den Vordergrund. Hier ist nicht mehr die objektive Aussage über den großen Zusammenhang und das Kräftespiel des Lebens wichtig, sondern das Lust- oder häufiger noch das Leidgefühl des Individuums. Die Romantik bahnt sich an, dieses echte Kind der Aufklärung, mit ihrem Weltschmerz, ihrer meist unglücklichen Liebe und ihren vielen unklaren Gefühlen und Stimmungen. Nicht mehr auf das Du, dem das Ich dient, sondern auf das Ich, welches alles haben will, ohne viel zu geben, kommt es nun noch an. Entsprechend diesem Gesinnungswandel verfällt auch die Form. Eine Stimme will unumschränkt herrschen, die andern verlieren Freiheit und Selbständigkeit, sie sinken zur bloßen Begleitung und Unternehmung herab. Die Nebenmelodien werden wie Sklaven zu stumpfen Akkorden herabgewürdigt, und schließlich verfällt die Hauptmelodie infolge des dauernden Mißbrauches gleich dem Sklavenhalter selber. Übrig bleiben am Ende dieses Weges nur noch akkordale Klangreize, stechende Rhythmen und zerhackte Melodiefetzen, was uns heute aus jeder Musikbox penetrant um die Ohren gellt.

Ein einfaches Beispiel macht diesen Melodieverfall deutlich: im Jahre 1545 findet sich bei Rhaw ein Lied aufgezeichnet, deren erste Zeile folgende Melodie hat: „Herzlich tut mich erfreuen die schöne Sommerszeit“ (wird am Flügel erläutert). Um 1795 wird gleichfalls ein Volkslied aufgezeichnet: „Sohn, da hast du meinen Speer, meinem Arm wird er zu schwer“ (wird am Flügel erläutert). Wir stellen fest, daß bei beiden Weisen die Melodie vom Grundtone im Dreiklange bis zur Dominante aufsteigt und im Abgesange wieder in die Terz des Grundtones zurückkehrt. Aber wie grundverschieden geschieht das! Das ältere Lied schwingt in seinem wundervollen und leichtfüßigen Wechselrhythmus in die Oberdominante, stößt sich dort sogleich elastisch nach oben ab und schwebt wohlabgestuft in sanfter Wellenlinie zur Tonikaterz zurück. Das neuere Lied (man bedenke, daß es nur 45 Jahre nach Bachs Tode aufgezeichnet wurde) bringt im ersten Teile die

Melodie schwerfällig und an schwere Akkorde gebunden, so daß sie sich nur mühsam zur Dominante erheben kann, um dort einem schwachen Vogel gleich schweratmig liegen zu bleiben. Im Abgesange ist diese Melodie nur noch chromatisch um die Akkorde herumgebunden, ohne Eigenleben und den Akkorden bereits untertan und versklavt.

Wenn auch dieser Verfall gleich dem Zusammenstürzen einer unterhöhlten Säule ziemlich plötzlich in Erscheinung getreten ist, so waren doch vorher schon ebenso wie im übrigen Geistesleben zerstörende Kräfte am Werke: die um 1600 beginnende Abkehr von den Kirchentönen und die Beschränkung auf Dur und Moll brachte zwar in der Folgezeit die Erkenntnis der Bezogenheit allen melodischen und harmonischen Geschehens auf den Grundton, sie brachte aber auch das allmähliche Verlassen der lichten Diatonik und die Ausbreitung der undurchsichtigen und Melodie zerstörenden Chromatik zwingend mit sich. Einzelheiten darüber würden den hier gesteckten Rahmen sprengen, doch ist es für unser Thema wichtig zu wissen, daß dank diesen harmonischen Erkenntnissen, um den Preis der Zerstörung freilich, die grundtonbezogene Polyphonie Bachs und Händels erst möglich geworden war, weil und insoweit die dabei zerstörenden Kräfte der Auflösung in der Chromatik der Melodie noch nicht schaden konnten, da der Geist des Kontrapunktes ja noch herrschte. Wie erste welke Blätter inmitten sommerlichen Laubes muten uns mitten in die schönste Kontrapunktik eingestreute chromatische Akkorde und veränderte Kadenzen bei Vivaldi und anderen Barockmusikern an. Als dann die herrschende Geistesschicht mit Bach zu Grabe gegangen war, da breitete sich die Zerstörung immer mehr aus, um schließlich in der Romantik zu siegen.

Daß dieser Sieg nie vollkommen wurde, und daß er gegenwärtig so weit überwunden ist (die Besten musizieren wieder polyphon), verdanken wir denen, die das Erbe des Barock im 18. Jahrhundert hüteten und gegen den Geschmack ihrer Zeit mehrten und weitertrugen, allen voran den drei heute gespielten Meistern. Bach, Kirchenmusiker aus Überzeugung, was damals schon unmodern war, hatte die kontrapunktische Musik auf einsame Höhe von solcher Innerlichkeit geführt, daß er keinen unmittelbaren Erben hatte und haben konnte. Seine Hauptwerke schiefen hundert Jahre, ehe sie von Mendelssohn wieder entdeckt und aufgeführt wurden. Nur seine Klavier- und Orgelwerke gingen quasi heimlich von Hand zu Hand durch die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. So lernte auch Goethe das wohltemperierte Klavier kennen und lieben.

Anders Händel, der wie Bach 1685 geboren wurde. Während Bach im Norden blieb, ging er in jungen Jahren nach Italien, wo er in südlicher Sonne zu seiner tiefreligiösen Veranlagung die reife Süße und Weltoffenheit hinzugewann, die seine Werke auszeichnet. Neben seiner gleich derjenigen Bachs umfangreichen Kirchenmusik war und blieb er Zeit seines Lebens der Oper verhaftet. Die Frucht aus beidem sind seine großen Oratorien. So vereinigte er als universeller Geist von ungeheurer Fruchtbarkeit das musikalische Schaffen seiner Zeit, das er dank seiner Weltoffenheit weitergeben konnte an seine unmittelbaren Erben, Haydn und Mozart.

Als Händel neun Jahre nach Bach in London 1759 starb, war der Wiener Meister Haydn 27 Jahre alt. Sein sowieso südlicheres Temperament verlangte nicht nach Italien. Wien war beschwingt genug. Dafür verlangte es ihn, der tief ergriffen von Händels Werken war, auch an den Ort, an welchem sein Vorbild gewirkt hatte, nach London. Dort setzte Haydn mit seinen beiden großen Oratorien, der „Schöpfung“ und den „Jahreszeiten“, Händels Tradition fort. Er hätte dies nicht tun können, wenn er nicht vom Geiste des Kontrapunktes besessen gewesen wäre. Seiner Veranlagung entsprach es von je, motivisch zu arbeiten, das heißt das Thema oder Motiv auf artige und anmutige Weise von den Begleitstimmen umspielen und nachahmen zu lassen. So hat Haydn den alten Geist der Polyphonie im neuen Stile der Homophonie wieder lebendig werden lassen, ihn mit neuen Waffen schützend und weiterführend.

Mit dem um 24 Jahre jüngeren Mozart verband Haydn eine echte und herzliche Künstlerfreundschaft, nachdem Mozart sich in Wien niedergelassen hatte. Auch Mozart kam vom neuen Stile her, und er holte sich gleich Händel in Italien die südliche Glut. Von Haydn empfing er viele Anregungen, so daß sich bei ihm südliches Feuer der Melodie mit lockerer motivischer Durchbildung der Begleitstimmen verbinden konnte. Der entscheidende Einfluß kam jedoch von Händel selbst, dessen Werke er in Wien nicht nur kennen lernte, sondern auch dem Zeitgeschmacke entsprechend bearbeitete. Die Begegnung mit Fugen von Bach und Händel übte nachhaltigen Einfluß auf sein eigenes Schaffen aus. Er schrieb in dieser Zeit an seine Schwester:

„Sie (Konstanze) will nichts als Fugen hören, besonders in diesem Fach nichts als Händel und Bach. Weil sie mich nun öfters aus dem Kopfe Fugen spielen gehört hat, so fragte sie mich, ob ich noch keine aufgeschrieben hätte.“

Mozart schrieb nicht nur Gelegenheitsfugen auf, sondern leistete in diesem Fache das Beste nach Bach und Händel, wie neben den zahlreichen Fugen seine Kirchenmusik und vor allem das Requiem und die letzte Symphonie beweisen. Es störte ihn nicht, daß er in den letzten Lebensjahren immer mehr vereinsamte und wenig Widerhall bei den Zeitgenossen fand: wie wir vermuten dürfen, nicht zuletzt wegen dieser „kontrapunktischen Haltung“ auch in den Sonatensätzen. Diese Art war dem neuen Zeitgeiste zuwider.

Ein besonders schönes Beispiel dessen, was ich damit meine, ist die Durchführung des Themas im ersten Satze des eben gespielten Trios. Es steigt von der Mittelstimme in die Tiefe der Baßregion hinab und durch alle Schichten des Stimmengewebes wieder hinauf bis zur höchsten Höhe, von den Nebemelodien umspielt wie einst im Hochbarock. Und dabei ist das Thema einfach aus dem Dreiklange gewonnen, also durchaus vom neuen Lebensgefühl her.

Diese lockere Hand werden Sie heute Abend in den Werken Händels und Haydns wiederfinden: bei Händel besonders in der Instrumentaleinleitung mit ihren huschenden Läufen vom Basse bis zu den Geigen hinauf und in

den Chören. Hier ist alles Melodie im echten lebendigen Wechselgesange. Im „Apotheker“, einem heiteren Singspiele, ist die Thematik einfach und durchaus dem neuen Stile entsprechend, aber die Durchführung und die lineare Zeichnung der Begleitstimmen zeugt vom alten Geiste Haydns, noch mehr die vielschichtige Anlage der Ensemblesätze. Hier hat der Geist der Schwere, der Goethe bei Beethoven gar nicht heimisch werden ließ, noch keinen Raum.

Kein Wunder ist es daher, daß Goethe von Haydn und noch mehr von Mozart angetan war. Als Operndirektor in Weimar führte er nicht nur die „Schöpfung“ auf, sondern viele Male neben andern Opern Mozarts „Zauberflöte“, die er so liebte, daß er sie weiterdichten wollte. Daß er den zweiten Teil des „Faust“ sich als Oper im Sinne Mozarts vertont vorstellte, zeigt, wie sehr er geistig hier zu Hause war bei den Erben des 18. Jahrhunderts in der Musik, er, der große Stifter unseres Weltbildes, getragen von echter Toleranz und erfüllt von wahrer Menschlichkeit wie die Musik unserer großen Meister.

Der Empfang beim Landeshauptmann

Im Anschluß an die Vorträge gab der Landeshauptmann des Landes Salzburg, Dr. Klaus, den Veranstalter der Tagung — an ihrer Spitze dem Vororte des HKSCV, dem Vorstände des VAC, der Leitung beider Tage und den Rednern, den Vorsitzenden der Kommissionen und den Vertretern der österreichischen Corps — einen Empfang im Chiemseehof, seinem Amtssitze, dessen nobler Barock der Würde des Amtes und der Festlichkeit des Tages gleichermaßen entsprach. Er führte die Teilnehmer in dieselbe Welt wie vorher die Räume der Residenz und die Vorträge und hinterher die Aufführungen in der Oper.

Anwesend waren Bundesunterrichtsminister Dr. Drimmel, der deutsche Botschafter Dr. Müller-Graaf Teutoniae Gießen, der stellvertretende Landeshauptmann Peyerl, der stellvertretende Bürgermeister von Salzburg Donnenberg, Landesrat Leitner und Stadtrat Salfenauer. Landeshauptmann Dr. Klaus begrüßte den Entschluß der Kössener Corps, ihre Zusammenkunft in die Mauern Salzburgs gelegt zu haben, der Stadt, die noch ganz den Geist jener Zeit atmet, die das Thema der Arbeitstagung umschließt. Der Vertreter des Vororts dankte dem Herrn Landeshauptmann für die Gastfreundschaft Salzburgs.

Auf die besondere Aufgabe, die der Tradition innewohnt, wies Minister Dr. Drimmel hin. Nur wer schwach sei, empfinde sie als Bürde und werde sie infolgedessen ablehnen. Der Starke empfinde sie als Verpflichtung und sei stolz darauf, sie auf seine Schultern zu nehmen. Der Botschafter der Bundesrepublik, Dr. Müller-Graaf, begrüßte auch als Träger eines Kössener Bandes die zahlreichen Vertreter des Kössener SC auf österreichischem Boden und wies auf die gemeinsame Kultur als den Grund der Tradition in den beiden Staatswesen hin.

Zum Schlusse hielt der Bürgermeister noch eine freudige Überraschung bereit, indem er jedem Teilnehmer ein Bildwerk überreichen ließ, welches die Stadt zu Ehren Mozarts herausgebracht hatte.

Händel und Haydn

Dem Empfange folgte die Oper. In ihr fanden zwei Erstaufführungen statt, Georg Friedrich Händels Serenata pastorale „Acis und Galathea“ und Joseph Haydns Buffa „Der Apotheker“, beide unter der Leitung Professor Dr. Paumgartners aufgeführt vom Opern-Studio des Mozarteums und seiner Camerata academica. Professor Paumgartner ist der künstlerische Initiator der Mozartwochen, die das Mozarteum alljährlich in der Geburtswoche Mozarts veranstaltet.

In diesem Jahre wurden die beiden Singspiele gewählt, weil sich 1959 Händels Todestag zum zweihundertsten und Haydns Todestag zum einhundertfünfzigsten Male jährt. „Acis und Galathea“ wurde zu Ehren Mozarts in seiner instrumentalen Einrichtung gespielt.

Die alten und jungen Corpsstudenten, welche die Oper mit ihren bunten Mützen füllten, fanden in Acis' Arie:

„Auf denn zum Kampf, und wärs mein Verderben;
ist Schönheit der Preis, wer fürchtet zu sterben?“

noch einmal den Streit Goethes und Schillers für die Schönheit wieder und durften sich des Sieges freuen, den sie in den Mauern Salzburgs errungen hat, des Sieges, der den Tod rechtfertigt.

Das Colloquium

Freilich hat dieser Tod und jener Sieg heute ein anderes Gesicht als zu Zeiten Acis' und Polyphems und noch zur Zeit Händels und der ersten Corps; und darum war es ein guter Gedanke des Vorsitzenden der Verbändekommission, Lt. Reg.-Direktors Werner Barthold Neoborussiae Berlin, Silesiae, am folgenden Vormittage der Aussprache über das Erbe des achtzehnten Jahrhunderts ein Colloquium vorangehen zu lassen, das zum heutigen Amte der Corps hinüberleitet.

Unter der souveränen Leitung des langjährigen Ersten Vorsitzenden des VAC., Justizrats Werner Ranz Normanniae Berlin EM, Saxoniae Kiel, Frankoniae Prag zu Saarbrücken führte es nach kurzen einleitenden Referaten eines Wiener Alemannen, eines Vandalen-Teutonen und eines Prager Franken unmittelbar in die Gegenwart.

Unsere Länder sind klein geworden; und überall, besonders aber in Berlin und Saarbrücken, erfahren heute die Corps die Not der Grenze, die den österreichischen Corps seit langem vertraut ist. Im Kampfe gegen diese Not voneinander zu lernen, bot die Arbeitstagung eine einmalige Gelegenheit, zumal die österreichischen Aktiven in Scharen zur ersten in ihrer Heimat veranstalteten Arbeitstagung erschienen waren und den Gästen aus Nord und West willig berichteten.

Die Aussprache

Die an das Colloquium anschließende Aussprache über die Vorträge der Arbeitstagung leitete der Beauftragte des VAC für Hochschulfragen, Dr. Friedrich Hielscher Normanniae Berlin.

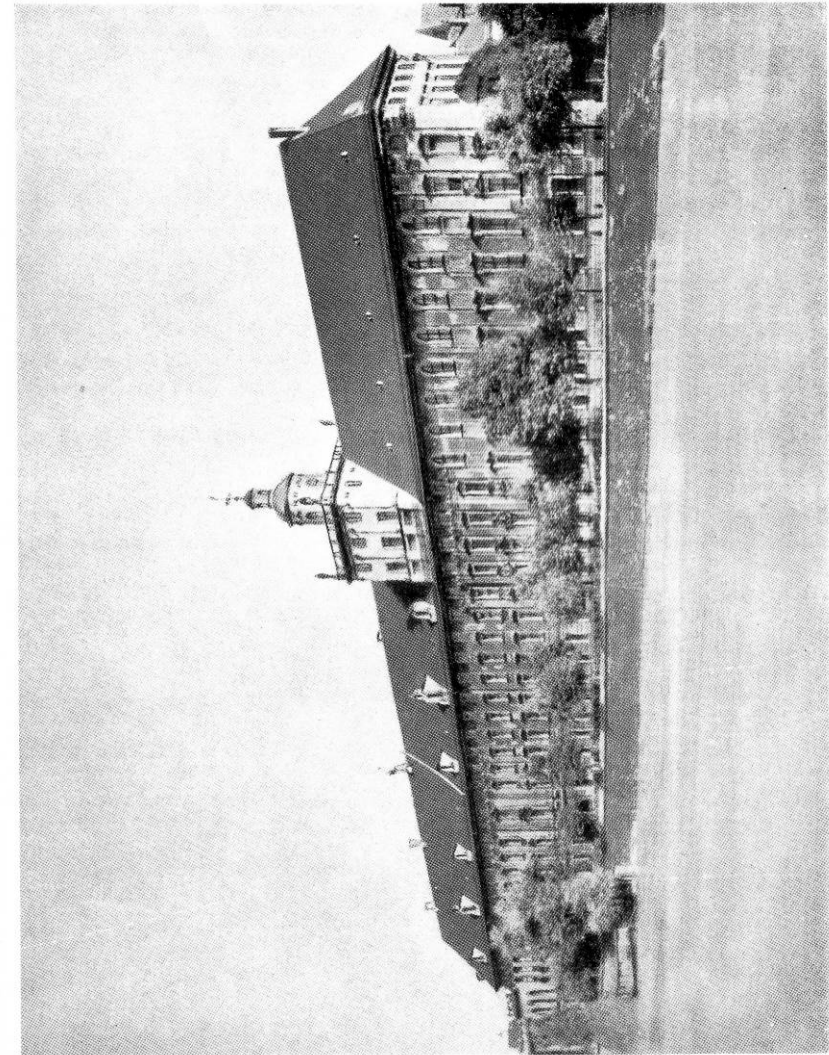
Er dankte unter allgemeinem Beifalle den Corps in Österreich und mit besonders herzlichen Worten dem AHSC zu Salzburg, sowie dessen Erstem Vorsitzenden, Dr. Wilhelm Hoeniger Rhenaniae Erlangen, des Schacht, Hanseae Wien, Frankoniae Prag zu Saarbrücken, und dem Schriftführer, Dr. Caspart Saxoniae Wien, für die selbstlose Mühe und ausgezeichnete Vorbereitung der Arbeitstage und für die empfangene große Gastfreundschaft.

Aus vielen Einzelfragen trat schließlich die entscheidende hervor: inwieweit bestimmte der Geist der ersten Corps, der Geist des achtzehnten Jahrhunderts, der Geist der klassischen Humanitas und Toleranz die Corps, die nach 1800 gegründet worden sind, inwieweit auch später die Corps, die schon vorher gegründet worden waren? Wieweit ist dieser Geist das neunzehnte Jahrhundert hindurch gerettet worden? Der Aufbruch der Corps lag gewiß im achtzehnten Jahrhunderte; aber kann, wenn wir von ihrem Erbe sprechen, das uns in unserem Amte verpflichtet soll, das neunzehnte Jahrhundert außer acht gelassen werden? Das Durchschnittsjahr unserer Corpsgründungen — und das ist vielleicht doch mehr als nur ein arithmetischer Hinweis — ist das Jahr 1862.

Die Antwort finden wir, indem wir zwischen den zeitlosen Grundsätzen in den Konstitutionen der Stifter und dem zeitlich bedingten Wechsel im aktiven Leben der Corps unterscheiden. In diesem Leben spiegelt sich der jeweilige Zustand des Volkes wider, zu dessen Jugend die Aktiven gehören. Er muß sich darin spiegeln, weil das Corps von den Aktiven getragen wird. Insoferne waren die Corps jeweils Kinder ihrer Zeit, also auch des neunzehnten Jahrhunderts.

Aber die Grundsätze unserer Konstitutionen sind von diesen Zeitströmungen nicht berührt worden. Diese Grundsätze wurden unverändert vom achtzehnten Jahrhunderte bis zur Gegenwart tradiert und sind in den Statuten des Verbandes ebenso unverändert enthalten. Darum sind unsere Corps, so oft auch dieser oder jener den Zeitströmungen erlag, immer wieder zu jenen Grundsätzen zurückgekehrt und haben von ihnen her und auf sie hin gedacht und ihr Leben auszurichten versucht.

Darum sollen wir auch künftig von ihnen her und auf sie hin geistig durch unser Denken und leiblich durch unsere Mensur erzogen werden und erziehen. Sie sind stärker als die Zeitströmungen. Und der Köseener wird gedeihen, so lange er sich an diese keinem Wandel unterworfenen Grundsätze hält.



Die Oderseite der Universität zu Breslau

Inhalt

Zu unseren Bildern	2
Zum Geleite	3
Erbe und Amt der Corps	5
Das Reich im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert	6
Das geistige Reich	13
Goethe und Schiller als Erben des achtzehnten Jahrhunderts	14
Der rechte Weg	16
Der Aufbruch der Corps	17
Vom Worte zur Weise	27
Das Erbe des achtzehnten Jahrhunderts in der Musik	27
Der Empfang beim Landeshauptmann	32
Händel und Haydn	33
Das Colloquium	33
Die Aussprache	34